This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
817
.N2
H 6
189

PT
775
J2
4675
897

Eine glückliche Ehe.

von

Peter Nansen.

S. Fischer, Verlag, Berlin.

Eine glückliche Ehe.

COLLECTION FISCHER:

Hermann Bang, Die vier Teufel. Geh. M. 1.—.
Maria Janitschek, Raoul und Irene.
Geh. M. 1.—.
Peter Nansen, Aus dem Tagebuch eines Verliebten.
Peter Altenberg, Ashantee.
Peter Nansen, Eine glückliche Ehe.
Hermann Bahr, Caph.
Otto Erich Hartleben, Die Geschichte vom abgerissenen Knopfe.
Hermann Bahr, Dora.
Peter Nansen, Maria.
Hans Land, Die Tugendhafte.
Otto Erich Hartleben, Vom gastfreien Pastor
Maria Janitschek, Vom Weibe.

Jeder Band mit illustriertem Umschlag geheftet 2 Mark.

PETER NANSEN

Eine glückliche Ehe

Dritte Auflage

BERLIN
S. Fischer, Verlag
1897.

PT
8175
.N2
G565
1897

Autorisierte Übersetzung von **M. Mann.**

Nachdruck verboten.

I.

Als der Ministerial-Rat Dr. jur. Friedrich Jermer eines Morgens eine Verlobungsanzeige mit den Namen Nancy Schmidt, Christian Mogensen, Postassistent, erhielt, musste er unwillkürlich lächeln.

Wie in aller Welt war es nur zugegangen, dass sein alter Schulkamerad Mogensen, dieser ruhige Mensch, sich mit der hübschen Nancy Schmidt verlobt hatte?

Jermer kannte sie von der Strasse. Er erinnerte sich ihrer, wie sie vor fünf, sechs Jahren als eben konfirmierter Backfisch die Fliesen der Östergade betrat. Sie hatte eine eigenartige Weise, sich zu halten, —

man konnte sie nicht so leicht übersehen. In dem sanften Neigen des Kopfes lag etwas ausgeprägt Jungfräuliches. Dann konnte sie aber plötzlich die grossen Augen aufschlagen mit einem Blick warmer Kühnheit. Jermer hatte hin und wieder, wenn er ihr begegnete, Lust verspürt, ihr zu folgen und sein Glück zu versuchen. Jedesmal aber hatte er es aufgegeben aus Furcht, dass er sich auf den Wink, den diese Augen ihm gaben, nicht verlassen könne. Und Nancy Schmidt gehörte nicht zu den Damen, von denen man im voraus Entgegenkommen erwarten darf. Er kannte in kurzen Zügen ihre Familienverhältnisse. Sie war die Tochter eines vor wenigen Jahren verstorbenen Bankkassierers. Die Mutter war schon lange tot. Jetzt wohnte Nancy Schmidt bei ihrer alten, kränklichen Tante, der einzigen, unverehelichten Schwester ihres Vaters.

Mit dieser leichtfüssigen Kopenhagenerin hatte sein Jugendfreund Christian Mogensen sich also verlobt!

Friedrich Jermer und Christian Mogensen stammten aus derselben Stadt. In der seeländischen Provinzstadt, wo Jermers Vater Bürgermeister gewesen war, betrieb der alte Mogensen ein einträgliches Geschäft mit den Landleuten der Umgegend. Die beiden gleichalterigen Knaben wurden gleichzeitig in die Hauptstadt geschickt, um die Lateinschule zu besuchen. Sie wohnten in demselben Pensionat, gingen in dieselbe Schule und waren in derselben Klasse; während aber Jermer immer den Platz eines Primus inne hatte, begnügte sich Mogensen in aller Bescheidenheit damit, eine Durchschnittsstellung einzunehmen. Überhaupt bestand zwischen den beiden Freunden niemals ein Zweifel darüber, dass Jermer der Überlegene war. Er war ein heller Kopf, hatte einnehmendes Wesen und verriet schon als Kind ein feines Verständnis dafür, sich das Leben angenehm zu machen. Er war gleichzeitig der Liebling der Lehrer und

der Führer der Kameraden. Mogensen dagegen war schwerfällig, brav, solide, fleissig, aber ohne alles Talent, sich in den Vordergrund zu stellen und Aufmerksamkeit zu erregen.

Nach den ersten Studienjahren trennten sich die Wege der beiden Freunde. Mogensen gab das Studieren bald auf, um die Postkarriere einzuschlagen, während Jermer, der mehr Ehrgeiz besass, einer angesehenen juristischen Laufbahn entgegenstrebte. Er besuchte seine Kollegien ebenso gewissenhaft, wie er seine gesellschaftlichen Verbindungen in reichen, vornehmen Häusern pflegte. Mit zweiundzwanzig Jahren machte er sein Examen und kam bald darauf in das Finanzministerium, wo er jetzt sieben bis acht Jahre gearbeitet und sich nach den besten Mustern ausgebildet hatte. Er war korrekt im Wesen wie in der Toilette, stets sehr soigniert und nach der neuesten Mode. Mit seiner geraden, gemessenen Haltung war er ganz der Typus eines jungen

Ministerialbeamten comme il faut, halb Diplomat, halb Geistlicher.

Hinter seinem korrekten Äussern verbarg er weniger korrekte Anschauungen, und in Gesellschaften machte er durch eine leise Ironie grosses Glück bei den Damen. Man sagte von ihm, dass er allerhand leichte erotische Verbindungen gehabt habe, aber er war durchaus diskret in Bezug auf diese geheimen Angelegenheiten und vermied mit Erfolg jeglichen Skandal.

Während mehrerer Jahre hatten Jermer und Mogensen wenig mit einander zu thun gehabt. Die freundschaftlichen Beziehungen wurden zwar aufrecht erhalten, doch in kühlerer Form. Zwei-, dreimal des Jahres besuchten sie einander, und wenn sie sich auf der Strasse begegneten, knüpften sie eine Unterhaltung an.

Es war ganz selbstverständlich, dass Jermer seinem alten Freund einen Gratulationsbesuch machte. Das erhöhte Interesse, welches der Name

der Braut in ihm erregte, bewirkte, dass die Visite sehr bald abgestattet wurde. Schon am nächsten Tage suchte er Mogensen auf und traf ihn auch zu Hause. Der Freund war freudig überrascht durch diese herzliche Anteilnahme; in seinem überschwenglichen Glück vertraute er Jermer gleich seinen ganzen kleinen Liebesroman an.

Er hatte seine Verlobte beim Zahnarzt kennen gelernt, wo sie sich mehrere Morgen hintereinander getroffen hatten, und wo ihr Mogensen den Hof gemacht, indem er es so einzurichten wusste, dass er stets zuerst kam, um der jungen Dame dann galant den Vortritt zu lassen.

„Übrigens musst Du nicht glauben, dass die Zähne meiner Braut schadhaft sind," beeilte er sich einzuschalten, „sie kam nur dahin, um sie nachsehen zu lassen. Mir dagegen wurden ein paar Backenzähne plombiert."

Später hatten sie einander auf der Strasse getroffen und sich dann bald verlobt. Und in einem Monat oder in zweien sollte die Hochzeit stattfinden, sobald Nancy ihre Aussteuer beschafft habe. Sie hatten ja keinen Grund zu warten. „Du weisst, dass ich ungefähr 3000 Kronen an Zinsen habe, wenn mein Gehalt von 1800 Kronen dazu kommt, können wir ganz gut leben."

„Ich freue mich schon darauf," fuhr er fort, „dass Du und Nancy miteinander bekannt werdet. Wir haben oft von Dir gesprochen, und ich weiss, dass sie gern einmal mit Dir zusammentreffen will."

Schliesslich verabredeten sie, dass sie einen Tag dieser Woche in einem Restaurant zu Abend essen wollten.

— — — Jermer war zuerst da und hatte an einem Tisch Platz genommen. Bald darauf öffnete sich die Thür, und Mogensen und seine Braut traten ein, — er breit, gross, den Hut im Nacken, rotwangig mit viereckigem,

rotblondem Vollbart, sie schlank und fein, in einem modernen, wollenen Frühlingskleid, einer kurzen Jacke und einem Matrosenhut.

Den Arm um ihre Taille gelegt, führte Mogensen sie dem Freund zu, der sich erhoben hatte, und stellte vor:

„Hier, Schatzi, siehst Du meinen ältesten und besten Freund, Friedrich Jermer. Ich will hoffen, dass Ihr mit der Zeit gute Freunde werdet."

Fräulein Nancy schlug ihre grossen Augen auf und schaute Jermer an, dann reichte sie ihm die Hand und sagte lächelnd:

„Wenn nur die Hälfte von all den Lobreden, die ich über Sie vernommen habe, wahr ist, —"

Jermer unterbrach sie.

„Über Sie war jegliche Lobrede überflüssig. Ich habe Sie lange gekannt und bewundert."

Sie verbrachten einen lebhaften und angenehmen Abend miteinander. Die junge Dame sagte nicht viel, lächelte aber desto mehr, und ihr Lächeln war

entzückend, so kokett und verschämt zugleich. Stets machte sich bei ihr diese Mischung von Vorsicht und Kühnheit, jenes Locken und Zurückweichen bemerkbar, das Jermers Neugier schon das erste Mal, als er sie sah, erregt hatte.

Das Verhältnis zwischen den Brautleuten war liebevoll. Mogensen trat mit verliebtem Eifer auf und liess keine fünf Minuten vergehen, ohne eine Liebkosung zu fordern. Und ohne damit zu geizen, aber auch ohne Begeisterung liess sie ihn küssen und streicheln, bewahrte stets ihr sanftes Lächeln; hielt ihm die Wange hin, sich wohlbehaglich reckend, wenn er sie auf den Nacken küsste.

Jermer und Fräulein Nancy blieben einen Augenblick allein. Sofort verstummte die Unterhaltung, dann aber sagte sie, ihm ruhig in die Augen sehend:

„Wissen Sie wohl, dass für mich bei meiner Verlobung mit Christian beinahe das Amüsanteste die Aussicht war, Sie kennen zu lernen?“

Er erwiderte:

„Und wissen Sie wohl, dass ich Mogensen beneide?“

Als Mogensen im selben Augenblick zurückkam und auf seine Braut zuging, um sie auf das Haar zu küssen, wiederholte Jermer:

„Ich erzählte Fräulein Schmidt soeben, dass ich Dich beneidete!“

„Das thut mir leid, Deinetwegen,“ entgegnete Mogensen, auf den Scherz eingehend, — „aber wir können sie ja nicht gut beide bekommen, nicht wahr, Schatzi?“

II.

Die Neuvermählten wohnten in der Gothersgade mit der Aussicht auf den Botanischen Garten.

Es war eine gut eingerichtete und geschmackvoll ausgestattete Wohnung von fünf Zimmern. Die ganze Mitgift der jungen Frau bestand aus fünf- bis sechstausend Kronen; für dies Geld und mit Hilfe ihres geschickten Arrangement-Talents hatte sie sich ein reizendes Heim geschaffen, — wohlhabend, gemütlich und mit einem gewissen altmodischen Komfort, wozu die Mahagonimöbel, die sie von der Tante bekommen hatte, das ihrige beitrugen. Diese alte Dame war nach der Verheiratung der Nichte in das Stift für alte Jungfern gezogen.

Im Mai wurde die Hochzeit in aller Stille gefeiert. Als die Neuvermählten nach einer vierzehntägigen Hochzeitsreise in die sächsische Schweiz zurückgekehrt waren, machte ihnen Jermer seine Aufwartung und wurde schon wenige Tage später zu Mittag eingeladen.

Dann kam der Sommer, und Jermer war teils auf Reisen, teils durch Besuche bei seinen Bekannten in ihren Sommerfrischen in Anspruch genommen, und endlich nahm ihm sein Verhältnis zu einer russischen Schulreiterin, die im Cirkus auftrat, nicht wenig Zeit.

So kam es denn, dass er während des ganzen Sommers nichts von Mogensens sah und auch nur sehr wenig an sie dachte.

Aber eines Tages, zu Anfang September, begegnete er der jungen Frau im Örstedpark. Er ging mit einem Bekannten und musste sich infolge dessen damit begnügen, sie zu begrüssen, sie aber sandte ihm ein so

liebenswürdiges, wiedersehensfrohes Lächeln zu, dass ihn eine plötzliche Sehnsucht nach ihr ergriff.

Er ging schon den nächsten Tag zu ihr und traf sie allein. Sie empfing ihn mit freundlichen Vorwürfen, weil er sie so ganz vernachlässigt habe. Er entschuldigte sich damit, dass er sie in dem Idyll ihrer Flitterwochen nicht habe stören wollen. Als er dies sagte, glitt gleichsam ein Schatten von Verstimmung über ihre Züge, und er beeilte sich, auf ein anderes Thema überzugehen, unsicher, ob er sie verletzt oder betrübt habe.

Sie ihrerseits neckte ihn mit dem Cirkus. Ob er viel dagewesen sei, ob er sich nicht in eine der Kunstreiterinnen verliebt habe? Er merkte, dass sie scharfen Ausguck mit ihm gehalten hatte, was ihm im geheimen schmeichelte, während er in ernstem Tone ihre Neckereien als unangebracht zurückwies.

Als er ging, forderte sie ihn eindringlich auf, sie doch einen Abend

zu besuchen. „Mogensen sehnt sich nach Ihnen, jetzt fangen ja ausserdem die langen Abende an, und der Cirkus ist fort. Wir geben keine Gesellschaften, aber wenn ein so verwöhnter Herr wie Sie mit einem einfachen Abendbrot und einem guten Glas Grog fürlieb nehmen will, so sollen Sie uns jederzeit herzlich willkommen sein!“

* * *

Jermer leistete der Aufforderung gar bald Folge, und es blieb nicht bei diesem einen Besuch.

Das Mogensensche Haus erhielt eine eigene Anziehungskraft für ihn. Er fand hier eine anheimelnde Gemütlichkeit, die er in den Kreisen, wo er hauptsächlich verkehrte, nicht gewöhnt war. Der Ton zwischen den beiden Herren und der jungen Frau war ungezwungen und kameradschaftlich, und Jermer hatte das angenehme Gefühl, dass sein Besuch Freude bereite. Ja, es schien ihm

zuweilen, als verscheuche sein Kommen eine gedrückte Stimmung zwischen den Ehegatten. Eines Abends hatte er die junge Frau sogar mit Thränen in den Augen überrascht. Sie hatte sich jedoch beeilt, die Spuren des Kummers zu verwischen, und war bald wieder in rosigster Laune. Mogensen war nach einer Weile mit finsterem Gesicht aus dem Schlafzimmer gekommen, als er aber seinen Freund erblickte, klärten seine Züge sich auf. Die Ehegatten nickten einander zu, lächelten, und es herrschte wieder eitel Sonnenschein im Hause.

Wie war eigentlich das Verhältnis zwischen Mogensen und seiner Frau? Und wie war eigentlich die kleine Frau Nancy überhaupt?

Darüber grübelte Jermer häufig nach und suchte Beobachtungen zu machen.

Wenn sie des Abends bei ihrem Glase Grog sassen, und die junge Frau sich aufwartend zwischen den beiden Herren bewegte, pflegte Mogensen sie

im Vorbeigehen um die Taille zu fassen und ihr einen Kuss zu rauben. Sie bewahrte während dieser Liebkosung ihren sanft lächelnden Ausdruck, entwand sich aber schnell den Armen des Gatten, und dann kam es wohl vor, dass sie, Mogensen den Rücken zuwendend, Jermer einen eigenartig langen Blick zusandte, — einen Blick, den er nicht so recht zu deuten vermochte, — wenigstens war er sich nicht ganz sicher, ob es das zu bedeuten habe, was er darin zu lesen vermeinte.

Im Laufe des Herbstes kam Jermer immer häufiger in das Mogensensche Haus. Ihn zog einerseits das Wohlbefinden dahin, das er als gern gesehener Gast empfand, andererseits der berauschende Duft von Sehnsucht und Verheissungen, den Frau Nancys Wesen ihm gegenüber ausstrahlte.

III.

Es war an einem Novembertage in der Dämmerstunde. Jermer kam, um einen Besuch bei Mogensens abzustatten. Das Mädchen, das ihm öffnete, sagte, der Herr sei nicht zu Hause, die gnädige Frau aber sitze im Wohnzimmer, der Herr Ministerialrat möge nur näher treten.

Jermer klopfte an die Thür, die in Mogensens Zimmer führte. Niemand antwortete, und er ging hinein. Es war dunkel. Die Portieren zum Wohnzimmer waren zurückgezogen, — auch hier herrschte Dunkelheit. Leise — um zu überraschen — ging er über den Teppich, guckte in das Wohnzimmer und entdeckte Frau Nancy, die vor dem Ofen auf der Chaiselongue sass, den Rücken ihm zuwendend. Vornübergebeugt sass sie da, die Ellenbogen auf den Schoss gestützt, das Gesicht in den Händen bergend.

Als er dicht hinter ihr stand, sagte er mit tiefer Bassstimme: „Buh!“

Sie fuhr schreiend in die Höhe, strich sich schnell über die Augen und sagte in traurigem Ton, indem sie sich wieder niederliess: „Ach, Sie sind es, Jermer! Sie haben mich so erschreckt!“

Er ergriff ihre Hand, setzte sich neben sie und sagte mit weicher, teilnahmsvoller Stimme: „Liebe Frau Nancy, Sie weinen — was fehlt Ihnen?“

Sie entzog ihm ihre Hand nicht, lehnte sich zurück, so dass ihr Kopf seine Schulter berührte, und schwieg. Da strich er vorsichtig mit der Linken über ihr Haar und sagte in demselben sanften Ton, in dem man verweinten Kindern zuzureden pflegt: „Ist der lieben kleinen Frau etwas Unangenehmes begegnet?“ Sie aber sank ihm krampfhaft weinend an die Brust, und während er sanft — ihre Hand immer noch haltend — vor ihr auf die Knie glitt, schluchzte sie:

„Ach, ich bin so unglücklich, Jermer!“

Er antwortete, indem er sie mit heissen Küssen und Liebkosungen überschüttete, und sie leistete keinen Widerstand, sondern weinte unaufhaltsam. Erst als Jermer wieder auf der Chaiselongue sass, ihre Hand in der seinen, hielt sie mit dem Weinen inne, und gleichsam sich besinnend, doch strenge sagte sie: „Es ist hässlich, was wir gethan haben. Was müssen Sie doch nur von mir denken?“

Lachend erwiderte er: „Ich denke, Deine üble Laune wird nun wohl verflogen sein!“

Da lächelte sie durch Thränen, und mit beiden Armen seinen Hals umschlingend, beugte sie sich zu ihm herab und presste ihm einen langen, heissen Kuss auf den Mund.

Und während sie in der Dämmerung sitzen blieben, selig über einander, und zahllose Liebkosungen austauschend, erzählte sie ihm, welche Enttäuschungen Mogensen als Ehemann ihr bereitet habe, wie gleichgültig er ihr gegenüber sei, wie sie eigentlich

immer in ihn, Jermer, verliebt gewesen und wie unglücklich sie sich in ihrem jungen, lebensfrohen Drang gefühlt habe, — einem Drang, den das Leben an der Seite des kühlen Gatten und das häufige Zusammensein mit Jermer, von dem sie geglaubt, dass er sich nicht das Geringste aus ihr mache, ihr stets zu schmerzlicherem Bewusstsein gebracht habe.

Jermer seinerseits war bemüht, in dem er an seine Handlungsweise bei verschiedenen Gelegenheiten während ihrer bisherigen Bekanntschaft erinnerte, — eine Handlungsweise, deren rechte Bedeutung sie erst jetzt verstand, wenn sie sich auch zuweilen voller Entzücken das ihre dabei gedacht hatte — ihr auf das Klarste zu beweisen, dass er sie gleich von Anfang an geliebt habe, und dass das, was jetzt geschehen war, in Wirklichkeit nichts anderes sei, als wonach er wie sie in gegenseitiger Verliebtheit sich schon längst gesehnt hatten.

IV.

Das Verhältnis zwischen Jermer und Frau Nancy wurde bald sehr intim. Sie waren überglücklich. Er war ein sorgsamer, aufmerksamer, phantasievoller Liebhaber, sie die hingebendste, verständnisvollste Geliebte.

Sie hatten viel Gelegenheit zum Alleinsein. Entweder zu Hause bei Mogensen selbst, wenn Jermer das Ministerium eine Stunde früher verliess, als Mogensens Dienst beendet war, oder zu Hause bei Jermer an den Abenden, an denen Mogensen durch seinen politischen Diskussionsverein in Anspruch genommen war, und die sie angeblich zu Besuchen bei der alten Tante im Stift benutzte. Ausserdem fanden sich natürlich noch hier und da allerlei Gelegenheiten.

Während sich Jermer und Frau Nancy immer inniger aneinander anschlossen, wurde auch das Verhältnis zwischen Jermer und Mogensen immer freundschaftlicher.

Jermer bemerkte zu seiner Verwunderung, dass seine Verliebtheit in Frau Nancy erfrischend und verjüngend auf seine Freundschaft für den Mann wirkte. Während er in den letzten Jahren ein wenig ironisch und überlegen auf den naiven und nicht sehr kenntnisreichen Kameraden herabgeschaut hatte, entdeckte er jetzt immer mehr gute — ja interessante Eigenschaften bei ihm.

Mogensen besass, — das bemerkte er jetzt — sowohl ein gesundes Urteil als auch einen liebenswürdigen, eigenartigen Humor, der freilich nur im engen, intimen Kreis zur Geltung gelangte. Jermer wurde geradezu ehrgeizig in der Seele des Freundes. Er sprach mit Wärme von ihm und war eifrig bemüht, andere von seinem guten Verstand und seinem Witz zu

überzeugen. Auch Mogensen selbst gegenüber legte er sein Interesse deutlich an den Tag. Er spornte ihn an, sich im Dienste auszuzeichnen, die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten zu erregen und ihre Anerkennung zu gewinnen; voller Interesse lauschte er Mogensens Erklärungen über die Verhältnisse im Postwesen, über seine Pläne und Chancen. Und als er eines Tages einen guten Freund von Jermers Vater, einen der obersten Postbeamten, als denjenigen erwähnt hatte, der den grössten Einfluss auf seine Karriere habe, stattete Jermer dem betreffenden, in dessen Hause er ganz oberflächlich verkehrt hatte, sofort einen Besuch ab und brachte das Gespräch auf Mogensen, über den er sich dann in den höchsten Tönen erging. Auch auf andere Weise machte er sich dem Freunde nützlich. Er war ihm — durch Vermittlung eines ihm befreundeten, tüchtigen Börsenmannes — behilflich, Papiere, die nur niedrige Zinsen gaben, zu verkaufen und das

Geld in ausländischen Staatsobligationen unterzubringen, die infolge einer falschen Panik gerade für einen Spottpreis zu erstehen waren.

Alle diese uneigennützigen Freundschaftsbeweise, all diese Fürsorglichkeit und Teilnahme von seiten Jermers, zu dem er immer bewundernd aufgeschaut hatte, riefen bei Mogensen natürlich eine begeisterte Anhänglichkeit wach. Wenn er Jermer jetzt nicht täglich sah, wurde er unruhig und liess sofort bei ihm vorfragen, wo er denn eigentlich blieb, oder auch er suchte ihn mit Einladungen zu locken, wie z. B.: „Heute Abend giebt es Dein Leibgericht, Krebse in Curry."

Jermer wurde der feste Anknüpfungspunkt zwischen Mogensen und seiner Frau. Sie, die früher gar nicht recht wussten, worüber sie sprechen sollten, und die, nachdem die Erotik ihrer Ehe sich verflüchtet hatte, einhergegangen waren und miteinander geschmollt hatten, fanden jetzt stets Stoff zu anregender Unterhaltung.

Sie sprachen immer von Jermer: Was Jermer gesagt und gethan hatte, wie unbeschreiblich liebenswürdig und gemütlich er war; von seiner Begabung, seinen glänzenden Aussichten, seinen feinen Beziehungen und seiner Treue gegenüber den alten Freunden. Wenn sich die beiden Ehegatten jetzt einmal uneinig waren, so geschah dies stets nur, weil Mogensen der Ansicht war, dass seine Frau nicht entzückt genug von Jermer sei. Teils aus Vorsicht, teils auch, weil sie zuweilen wirklich fand, dass ihr Gatte zu weit ging in seiner Anbetung, kam sie mit einer milden Kritik: sie hob z. B. gewisse komische Manieren bei dem Freund hervor, oder sie sagte, sie fände ihn reichlich von sich eingenommen und sehr mit sich selbst zufrieden. Eine solche Kritik empörte Mogensen. Jermer sei, gerade so wie er war, der beste Mensch von der Welt, er könne nicht den geringsten Fehler an ihm entdecken.

Es kam wohl auch vor, dass Frau

Nancy des Abends, wenn Jermer gegangen war, Schelte bekam, weil sie nicht freundlich genug gegen ihn sei. So war sie z. B. eines Tages ein wenig eifersüchtig auf eine Dame ihrer gemeinsamen Bekanntschaft gewesen und hatte es nicht an Stichelreden fehlen lassen.

Kaum war Jermer aus der Thür, als Mogensen in gereiztem Tone sagte:

„Ich finde, Du bist durchaus nicht liebenswürdig gegen Jermer."

„Was willst Du damit sagen, mein Freund?"

„Weshalb fuhrst Du fort, ihn mit Fräulein Clausen zu necken? Konntest Du nicht merken, dass es ihn unangenehm berührte? Ich finde es taktlos von Dir, Dich in dergleichen Angelegenheiten zu mischen."

„Aber es geschah ja nur im Scherz."

„Ich fürchte, Jermer fasste es nicht als Scherz auf. Jedenfalls war es ein sehr unpassender Scherz, und ich finde überhaupt, dass Du in der letzten

Zeit nicht so gegen Jermer gewesen bist wie früher. Habt Ihr Euch erzürnt?“

* * *

Am nächsten Abend, als Jermer wieder an seinem gewöhnlichen Platz in dem kleinen Kreise sass und Frau Nancy ihm sein Glas Grog brachte, sagte sie, indem sie neben ihm stehen blieb und ihm zulächelte:

„Wissen Sie, dass ich gestern Abend Ihretwegen Schelte bekommen habe?“

„So—o?“

„Wozu musst Du Jermer das jetzt erzählen?“ fiel ihr Mogensen in die Rede.

„Ja, das soll er gerade wissen. Ich bekam Schelte, weil ich nicht liebenswürdig genug gegen Sie sei. Mogensen behauptete, ich hätte in der letzten Zeit einen unangenehmen, neckischen Ton Ihnen gegenüber angeschlagen. Sind Sie mir böse?“

Jermer that ein paar lange Züge aus der Cigarre, dann sagte er:

„Natürlich bin ich nicht im geringsten böse auf Sie. Übrigens aber stimme ich ganz mit Mogensen darin überein, dass Sie so liebenswürdig wie möglich gegen mich sein müssen."

„Da kannst Du hören, Nancy! Jermer hat es Dir übel genommen!"

Frau Nancy nahm ihres Mannes Glas, stiess es gegen Jermers und sagte, ihn mit einem langen Blick anschauend:

„Da ich unartig gewesen bin, bitte ich Sie um Verzeihung. Ich beuge mich unter die Zucht meines strengen Herrn Gemahls und werde in Zukunft stets liebenswürdig gegen Sie sein."

Sie tranken, und Jermer küsste ihre Hand, während Mogensen sich behaglich ins Sofa zurücklehnte, ihnen zunickte und sagte:

„Das ist recht, Kinder. Und nun wollen wir einen gemütlichen Abend miteinander verleben."

V.

Wenn Frau Nancy und Jermer einen Abend allein zubrachten und sie glückselig im Sofa zusammensassen und an einem Glase Wein nippten, sie eine Cigarrette und er eine feine Havanna-Cigarre rauchend, sprachen sie oft über Mogensen.

„Er hat Unrecht an mir gethan," sagte sie dann wohl. „Es ist seine eigene Schuld, dass alles so gekommen ist, wie es ist."

Wenn dann Jermer fragte: „Falls er nun ein pflichtgetreuer Ehemann gewesen wäre, würdest Du mich dann nicht so lieb gehabt haben?" so antwortete sie mit einem unsicheren Lächeln: „Dann würde ich jedenfalls keine Entschuldigung gehabt haben."

Jermer verteidigte seinen Freund und redete Frau Nancy in seinem Interesse zu. Er sprach seine feste Überzeugung aus, dass die Ehe in Wirklichkeit niemals auf Erotik begründet sein könne. Sollte man ewig miteinander leben, aneinander gefesselt sein, so verliere das Verhältnis schnell seinen Reiz. Es werde banal, ermüdend. Es erfordere eine beständige, gegenseitige Lust und träfe bald den einen, bald den andern unaufgelegt. Sei dies aber erst ein paarmal der Fall gewesen, so wirke das Verhältnis demoralisierend auf die Eheleute und mache sie schlecht und gehässig gegen einander. Das Unglück sei, dass das, was sich in fröhlicher Freiwilligkeit vollziehen müsse, in der Ehe als Pflicht aufträte. Er, Jermer, verstehe nur zu gut, dass allein dies Pflichtgefühl Überdruss erzeugen könne. Und er sei auch davon überzeugt, dass nur die Ehen, wo beide Teile zur Ruhe gekommen seien und in der Hinsicht gegenseitig nicht zu

grosse Ansprüche machten, die glücklichsten wären.

— — — Im übrigen sprach auch sie nur gut von Mogensen. Es gäbe keinen besseren Menschen, — sagte sie eines Abends. „Ich glaube, es giebt kein Opfer, das er mir nicht bringen würde. Und Du ahnst nicht, wie sehr er Dich liebt."

Jermer antwortete: „Ich schätze ihn ebenfalls sehr. Mogensen ist ein ausgezeichneter Mensch."

Sie sassen einen Augenblick schweigend nebeneinander. Dann sagte sie, die Hände im Schoss gefaltet, traurig vor sich hinstarrend:

„Ich fürchte, es rächt sich eines Tages doch, dass ich so gegen ihn gehandelt habe."

Es war dies das erste Mal, dass er ernste Worte der Reue aus ihrem Munde hörte, und er wusste nicht sogleich, wie er die Situation angreifen sollte. Dann aber ergriff er ihre Hände, wandte sie sich zu, und ihr

fest in die Augen sehend, sagte er mit mildem Vorwurf: „Du bist ein grosses Kind! Sei jetzt vernünftig und antworte mir aufrichtig: Gegen wen begehen wir ein Unrecht? — Wenn Du ehrlich sein willst, ist das Verhältnis zwischen Dir und Deinem Manne besser oder schlechter geworden seitdem? Wart Ihr vorher glücklich?“

Sie schüttelte den Kopf, und er fuhr in heiterem Ton fort:

„Aber jetzt? Bist Du etwa jetzt nicht glücklich? (Sie nickte lächelnd und drückte ihm die Hand.) Und er? Hast Du ihn jemals so zufrieden gesehen? Ist es nicht, als sei eine Last von ihm genommen? Ist er nicht in jeder Hinsicht gleichsam verjüngt? Er ist fröhlich bei seiner Arbeit, er ist entzückt von Dir, und in mir hat er einen treuen Freund, auf den er grosse Stücke hält. Überhaupt: Wo in der ganzen Welt findet man wohl drei Menschen, die gemütlicher und besser zusammen leben und

sich unbedingter aufeinander verlassen können als Dein Mann und wir beide? Deswegen, wenn Du aufrichtig und natürlich sein willst, ist es in Wirklichkeit gar nicht Deine Ansicht, dass Du Dir etwas vorzuwerfen hast. Aber die Sache ist die: Du bist von der allgemeinen Ziererei dieser Zeit angesteckt. Wir haben heutzutage eine ganz untergeordnete Sache aufgeschroben, als sei sie das eigentlich Entscheidende im Leben. Glaub' nicht an das, was unsere modernen Moralisten verkündigen. Sie weinen offiziell über das, was privatim ihr wie der ganzen Welt schönstes Vergnügen ist. Wie unwahrscheinlich auch im Grunde, dass der moralische Wert eines Menschen von etwas so Nebensächlichem abhängig sein sollte, nämlich davon, ob sie oder er etwas mehr oder weniger, etwas häufiger oder seltener küsst. Das, worauf es ankommt, ist, ob man schlecht gegen jemand handelt oder nicht. Aber

heutzutage kann ja selbst ein zwanzigjähriger Dichter nicht von einer kleinen Nätherin schreiben, die einen Geliebten hat, ohne eine wehmütige Tragödie aus diesem nichts weniger als betrüblichen Umstand zu machen, — es ist vielleicht das Einzige, was einem so armen Mädchen das Leben ein wenig versüsst. — — — Und nicht wahr, wir haben alle das Bedürfnis, geliebt zu werden?"

Sichtlich beruhigt durch seine Rede erwiderte sie:

„Und, weisst Du, — ja, es klingt vielleicht ein wenig merkwürdig, aber wahr ist es trotzdem: ich habe das Gefühl, als sei ich in der letzten Zeit ein besserer Mensch geworden. Früher war ich stets schlechter Laune. Ich war unglücklich und verbittert; ich fühlte mich enttäuscht und beleidigt. Vor allem hatte natürlich mein Mann unter meiner schlechten Laune zu leiden. Du ahnst nicht, wie hässlich ich oft gegen ihn gewesen bin. Es gab Tage, an denen wir nicht mit-

einander sprachen, ausser wenn Besuch da war, oder das Mädchen ins Zimmer kam. Es war soweit mit uns gekommen, dass ich ihn, wenn er sich mir einmal in Zärtlichkeit näherte, zurückwies, und empfand ich hinterher Reue und das Bedürfnis, es wieder gut zu machen, so war er unzugänglich. Jetzt dagegen ist unser Verhältnis ein vorzügliches. Ich bin in rosigster Laune vom frühen Morgen an, und den ganzen Tag ist es wie Sonnenschein in mir. Ich springe früh aus dem Bett, um Mogensen selber den Thee zu machen, und ich begleite ihn jeden Tag auf die Post. Stets habe ich etwas, worauf ich mich freuen kann, — entweder die Aussicht, mit Dir allein zusammen zu sein, oder unsere gemütlichen Abende, — und selbst wenn Mogensen und ich allein sind, langweilen wir uns nie. Er ist auch wie verwandelt, darin hast Du recht. Ja, ich bin sehr glücklich, und ich will, dass alle um mich her es sein sollen. — Nein,

Du, es kann kein Unrecht sein, dass ich Dich lieb habe!“

Sie wandte sich nach ihm um, warf sich ihm an die Brust und sagte:

„Ich liebe Dich!“

Er erhob sich und nahm sie in seine Arme. Er trug sie durch die Stube nach dem Schlafzimmer, auf dem Wege dorthin fiel sein Blick auf den Schreibtisch, wo ein Bild von Mogensen einem Bilde von Nancy gegenüberstand. Er hielt einen Augenblick inne und sagte zu ihr: „Sieh' da!“

Sie lag in seinen Armen wie ein kleines Kind, nickte lächelnd dem Bild ihres Mannes zu und machte eine Kusshand, dann küsste sie Jermer.

Und er trug sie weiter.

VI.

Auf Mogensens Schreibtisch stand in der einen Ecke ein Bild von Jermer, in der andern ein Bild von Frau Nancy.

Eines Tages nach Tische, als sie mit dem Kaffee hereinkam, traf sie ihren Mann versunken in Beschauung der beiden Bilder.

Sie setzte das Kaffeebrett auf den Tisch vor dem Sofa, trat an ihn heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Woran denkst Du, lieber Mann?“

Er fasste sie um die Taille, setzte sie auf seinen Schoss und sagte:

„Ich denke an Dich und Jermer. Sag' mir einmal, ob ich recht habe! Ich dachte, dass Ihr im Grunde gar nicht zusammen passtet, Ihr könntet nicht miteinander verheiratet sein.“

„Das sind ja ganz sonderbare Gedanken!“

„Und weswegen? Die Annahme, dass Ihr zu einander passen würdet, liegt meiner Ansicht nach sehr nahe. Das thut Ihr natürlich auch gewissermassen. Ich weiss ja, dass Du ihn sehr gern hast, und ich bin ebenso fest davon überzeugt, dass Du ihm ausgezeichnet gefällst. Aber trotzdem, Ihr würdet nicht glücklich werden, wenn Ihr Euch verheiratet. Und ich glaube, ich habe ausfindig gemacht, weswegen. Siehst Du, zwischen Jermer und mir ist nämlich der Unterschied, dass ich mich für feste, ruhige Verhältnisse eigne, also dazu, Ehemann zu sein. Er dagegen ist eine zu anspruchsvolle Natur, um ein dauerndes Glück in der Ehe finden zu können. Du kennst ihn ja nicht so gut wie ich. Ich kann ihn auf Grund langjähriger Erfahrungen beurteilen. Sobald ein Verhältnis anfängt, als Pflicht auf ihm zu ruhen, wird er ungemütlich. Er würde die Ehe

gar bald als Fessel empfinden, und ich bin überzeugt, dass er sie abstreifen würde."

„Ich glaube, mein Mann wird am Ende noch Philosoph. Du redest wirklich wie ein Weiser."

„Meinst Du, dass das, was ich von Jermer sagte, verkehrt ist?"

„Bewahre! Du hast sicher recht. Ich glaube ausserdem, dass er einmal etwas Ähnliches über sich zu mir gesagt hat."

„Und siehst Du, deswegen stimmt es auch so gut mit seinem Charakter überein, dass er sich so wohl bei uns fühlt. Er hat Dich gern, und er hat mich gern, und er weiss, dass wir uns freuen, je öfter er kommt. Unser Haus ersetzt ihm die Ehe. Hier hat er sein Heim. Du bist fürsorglich und gut gegen ihn, und er kommt hierher ohne jeglichen Zwang."

Sie sass einen Augenblick in Gedanken versunken da. Dann sagte sie:

„Soll ich Dir etwas anvertrauen?"

„Nun? Und das wäre?"

„Als ich ganz jung war, ehe ich Dich kennen lernte, schwärmte ich sehr für Jermer. Ich hatte niemals mit ihm gesprochen, aber ich fand, dass er so fein und so schön war und so klug aussah. Denk' nur, ich ging geradezu auf der Strasse und lauerte ihm auf. Ich glaube übrigens auch, dass er mich bemerkte und dass ich ihm gefiel, aber dabei blieb es ja auch. Damals war es mein Ideal, mich mit einem Manne wie Jermer zu verheiraten, und im Grunde hast Du es ihm zu verdanken, dass Du mich bekamst. — Ich hatte Dich ja hin und wieder einmal mit ihm zusammen gesehen, deshalb interessierte ich mich gleich für Dich und freute mich, mit Dir zu sprechen, — das war doch immer etwas von ihm!"

„Aber jetzt," — fuhr sie fort und küsste Mogensen, auf dessen Stirn eine Wolke lag — „jetzt weiss ich auch, dass Jermer nicht der rechte Mann für mich gewesen wäre, und

dass ich den besten, entzückendsten Ehemann von der Welt bekommen habe."

Mogensens Antlitz strahlte wieder, und er sagte, seine Frau auf dem Schosse hin und her wiegend:

„Ja, ja, ja! Es ist gut, so wie es ist. Ich passe zum Ehemann, und Jermer passt zum Freund. Du würdest es lange nicht so gut haben, wenn er und ich die Rollen vertauschten."

Frau Nancy legte den Arm um den Hals ihres Mannes und sagte:

„Jetzt wollen wir aber Kaffee trinken! Trage mich!"

Und er trug sie aufs Sofa. Sie that Zucker in seinen Kaffee und schenkte ihm Sahne ein, zündete ihm seine Cigarre an und legte ihm ein Kissen in den Nacken, so dass er sich recht gemütlich ausruhen konnte.

Als er so da lag, in das Sofa zurückgelehnt, abwechselnd rauchend, am Kaffee nippend und seine Frau liebkosend, sagte er plötzlich:

„Ich möchte diesen modernen Herren Schriftstellern wohl gönnen, einen kleinen Einblick in unser Heim zu thun. Dann könnten sie doch vielleicht einmal eine Wirklichkeitserzählung schreiben, die von einer glücklichen Ehe handelte.“

VII.

Mogensens waren anderthalb Jahre verheiratet gewesen, aber es waren immer noch keine Aussichten auf einen Erben vorhanden.

Eines Abends, als ein junges Ehepaar mit ihrem zweijährigen Töchterchen bei ihnen zu Besuch gewesen war, sagte Frau Nancy, als sie nachher mit Jermer allein sassen:

„Ich würde unbeschreiblich glücklich sein, wenn ich so ein kleines Wesen mein eigen nennen könnte."

Diese Bemerkung versetzte Mogensen in heitere Laune. Er lachte laut und sagte:

„Nun, Schatzi, das kann mit Gottes Hilfe ja noch kommen!"

Sie seufzte:

„Ich fürchte nein!"

Mogensen lachte noch immer und sagte, indem er Jermer in die Seite puffte:

„Na, und wie sollte denn Dein Kind aussehen? Sollte es ein Knabe oder ein Mädchen, blond oder brünett sein?“

Frau Nancy liess ihre Stickerei sinken, prickelte nachdenklich mit der Nadel in den Tisch und sagte:

„Es soll ein Knabe sein, ein schöner Knabe. Hört jetzt, wie er aussehen sollte: Mir sollte er gar nicht ähnlich sein, denn an mir ist nichts, was einem Mann kleiden würde. — Er müsste Deine Augen haben, Mogensen, Du hast so schöne, gute Augen, er müsste auch Dein braunes, welliges Haar haben. Aber die Nase und der Mund und die Hände müssten am liebsten Jermer gleichen.“

„Hör' einmal!“ lachte Mogensen, „jetzt wirst Du aber wirklich zu anspruchsvoll. Ich fürchte, ein so eklektisches Kind werden wir nicht prästieren können! Was sagst Du dazu, Jermer?“

— — — Am nächsten Tage aber, als Jermer nach beendeter Sitzung zu Frau Nancy kam, sagte er:

„Wie leichtsinnig und unvorsichtig Du doch bist!“

Sie zupfte ihn am Bart und erwiderte:

„Kehr' Dich nur gar nicht daran. Mogensen ist in Bezug auf Dich nun einmal zu einem Resultat gekommen, das Dich vor jedem Verdacht bewahrt. — Komm, setz' Dich, dann sollst Du es hören, es ist zu amüsant!“

Sie fasste ihn unter den Arm und führte ihn zu einem Lehnstuhl, indem sie fortfuhr:

„Es war vorgestern Abend, als Du gegangen warst, und wir uns auskleideten. Mogensen sass, mit Erlaubnis zu sagen, in Unterbeinkleidern auf seinem Bett und zog seine Strümpfe aus. Da sagte er plötzlich: „Hat Jermer nie den Versuch gemacht, Dich zu küssen?“ — Ich kann nicht leugnen, dass ich im ersten Augenblick ein wenig verlegen wurde; es kam so wie

aus der Pistole geschossen, während ich, nichts Böses ahnend, vor dem Spiegel stand und mein Haar für die Nacht aufsteckte. Na, glücklicherweise konnte ich ihn im Spiegel sehen, und weil er ganz gemütlich dasass, den einen Strumpf in der Hand, so antwortete ich mit der grössten Gemütsruhe: „Wie kannst Du nur so etwas glauben! So ist Jermer wirklich nicht.“ — „Nein“ — sagte er dann, — „das dachte ich mir auch. Jermer ist in der letzten Zeit den Damen gegenüber merkwürdig kühl geworden. Ich habe bemerkt, dass es ihn förmlich geniert, wenn Du ihm hin und wieder einmal ein wenig zu nahe kommst.“ Und dann erinnerte er mich u. a. an Deinen Geburtstag, als wir bei Dir waren und so viel Champagner tranken, und ich mich schliesslich auf Deinen Schoss setzte. Mogensen versicherte, Du habest geradezu verlegen ausgesehen. „Nein,“ — sagte er — „wäre mir das passiert, dass sich eine junge,

hübsche Frau auf meinen Schoss gesetzt hätte, — weiss Gott, ich hätte sie umgefasst und geküsst. Und es wäre mir im Leben nicht eingefallen, böse auf Jermer zu werden, wenn er Dir bei einer solchen Gelegenheit einen Kuss gegeben hätte.“ Dann sagte ich: „Würdest Du es auch natürlich finden, wenn mir Jermer sonst dergleichen Freundlichkeiten erwiese?“ Und nun sollst Du hören, was mein leichtsinniger Gemahl antwortete: „Offen gestanden, es würde mich nicht anfechten. Es liegt uns Männern nun einmal im Blute, den Hof zu machen, und wir sind in dieser Beziehung nicht so genau wie Ihr. Vor ein paar Jahren — darauf will ich Gift nehmen — hätte Jermer es sich auch nicht entgehen lassen. Damals war er ein grosser Damenfreund, wenn ich auch glaube, dass sein Ruf schlimmer war als er selbst. Jetzt aber macht er mir völlig den Eindruck eines ausgebrannten Kraters.“ Und dann endete er damit, etwas zu sagen,

was im Grunde abscheulich unartig gegen Dich war.“

„Was war das denn?“

„Er sagte: Ich glaube, jetzt könnte ihn der Sultan ohne Risiko in seinen Harem einsperren.“

„Für diese Beleidigung muss ich mich rächen!“ sagte Jermer pathetisch und schloss Frau Nancy in seine Arme.

VIII.

Der Winter und der Frühling waren vergangen. Man war im Juni, und die Zeit nahte heran, wo Mogensen und Jermer Urlaub haben sollten. Sie hatten sich verabredet, gleichzeitig Ferien zu machen, und wollten dann alle drei einige Wochen in einem Nordseebad zubringen. Da aber kam Mitte Juni, wenige Tage vor den Ferien, eine Hiobspost für Frau Nancy. Ein Brief aus einer kleinen jütischen Provinzstadt meldete, dass ihre Schwester, die dort mit einem wohlhabenden Kaufmann verheiratet war, gefährlich erkrankt sei, und nun fragte der Schwager an, ob nicht Frau Nancy auf einige Wochen hinüberkommen könne, um den grossen Haushalt zu leiten und für die vier

Kinder zu sorgen. Auch sehne die kranke Schwester sich sehr nach ihr.

Jermer wurde durch ein Billet von Mogensen herbeigerufen: „Komme zu Mittag, wir haben etwas Wichtiges mit Dir zu bereden."

Jermer traf die Ehegatten in grosser Erregung.

Frau Nancy war verzweifelt über die traurigen Nachrichten von der Schwester und meinte, dass sie unbedingt sofort abreisen müsse.

Mogensen hatte die Fassung völlig verloren; welch einen Strich würde die Abreise seiner Frau nicht durch die Ferienpläne machen, und wie sollte er sie nur so lange entbehren! Er war der Ansicht, dass man die Sache auf alle Fälle noch einige Tage mit ansehen müsse. „Denn offen gestanden, dass Du da hinüber sollst, um die Kinder zu hüten, das finde ich ganz überflüssig. Dein Schwager lebt in Verhältnissen, dass er sich soviel Hilfe schaffen kann, wie er nur will, und für Dich ist hier auch

genügend zu thun. Du hast Deinen Mann, und Du hast Jermer. Ich bin fest überzeugt, dass Jermer Dich ebenso wenig entbehren kann wie ich, hab' ich nicht recht, Friedrich?"

„Freilich," — erwiderte Jermer — „ich würde Sie sehr vermissen, Frau Nancy, das wissen Sie, aber natürlich habe ich kein Recht, zu verlangen, dass sie meiner Gemütlichkeit wegen anders handeln sollten, als Ihr Gefühl es Ihnen eingiebt."

Frau Nancy war kurz vor dem Weinen.

„Glaubt Ihr vielleicht, dass ich gerne fort will? Glaubt Ihr, dass ich gern die Ferienreise aufgebe, auf die wir uns nun schon so lange gefreut haben? Aber dabei ist nichts zu machen, — wenn Sophie so krank ist und mich bittet, zu kommen, so muss ich reisen."

„Nun, das mit dem Urlaub liesse sich wohl ebenfalls arrangieren," sagte Jermer nach einigem Überlegen. „Wir können ihn sicher

vierzehn Tage hinausschieben lassen, und länger brauchen Sie wohl nicht bei Ihrer Schwester zu sein?“

„Das denke ich nicht.“

„Aber wie soll ich es nur aushalten, hier so lange allein zu leben!“ stöhnte Mogensen. Das wird schrecklich! Wenn Nancy fort ist, kommst Du natürlich auch nicht, Friedrich.“

„Ja, dann kommt Jermer erst recht,“ fiel Frau Nancy ein. „Nicht wahr, das thun Sie?“ Sie ergriff seine Hand und sah ihn bittend an. „Denn ich möchte gern, dass Sie und Christian während meiner Abwesenheit zusammenhalten. Es wird mir eine Beruhigung sein, an Euch beide liebe Menschen im Verein zu denken, und dann werdet Ihr auch zuweilen von mir sprechen, nicht wahr?“

Jermer nickte, — die Situation war so eigentümlich feierlich, — und während Frau Nancy noch immer Jermers Hand in ihrer Rechten hielt,

ergriff sie Mogensens Hand mit der Linken und sagte:

„Ich habe einen guten Einfall. Während ich fort bin, soll Jermer hier wohnen.“

Mogensen war ganz entzückt.

„Ach ja, thu' das! Friedrich! Du weisst nicht, wie sehr Du mich dadurch beglücken würdest.“

„Entweder können Sie in meinem Bett bei Christian liegen, oder, wenn Sie lieber allein schlafen mögen, lasse ich Ihnen das kleine Fremdenzimmer zurecht machen.“

Jermer machte einige Einwendungen, er wusste nicht so recht, ob er mit dem Einfall zufrieden war oder nicht. Aber Frau Nancy war so eifrig und ordnete alles so schnell, dass kein Gedanke daran war, ihr zu widersprechen, um so mehr, als Mogensen ganz begeistert war.

Mit feinem Takt parierte Frau Nancy auch eine seiner Hauptskrupeln:

„Sie brauchen nicht unser Gast zu

sein. Sie können gern eine Summe bezahlen und sich als Pensionär betrachten. Wir rechnen es ganz genau aus, so dass sie keinen Heller dabei verdienen!“

— — Damit war die Sache abgemacht. Und man ging in der heitersten Laune zu Tische, trotz der Trauer über den Abschied und die nichts weniger als erfreuliche Veranlassung zu Frau Nancys Reise.

Frau Nancy war unermüdlich darin, auszumalen, wie gemütlich die beiden Herren ihre Menage einrichten sollten. Sie wolle dem Mädchen einen Speisezettel für die vierzehn Tage machen, und sie fragte Jermer nach all seinen kleinen Angewohnheiten. Wann er des Morgens Rasierwasser wünsche, ob er Thee oder Kaffee haben wolle etc. etc.

„Ich fürchte nur,“ sagte sie plötzlich, „dass Ihr es zu gut haben werdet und Euch gar nicht nach mir sehnt. Aber das erlaube ich nicht! Ihr müsst Euch ein klein wenig auf unser

Wiedersehen freuen!“ Und sie stiess mit ihnen auf eine frohe Wiedervereinigung an.

Am nächsten Abend reiste Frau Nancy. Beim Abschied sagte sie:

„Jermer, Sie stehen mir für Mogensen ein. Und Du, Mann, musst auch darauf acht geben, dass Jermer nicht leichtsinnig ist. Ihr dürft mir keinen Kummer machen.“

Als Mogensen den Auftrag erhielt, acht auf Jermer zu geben, lachte er, seine Gattin verständnisvoll ansehend, und Jermer, der es bemerkte, sagte in ernstem Ton:

„Ach ja, Frau Nancy, es wird wohl leichter für ihn sein, mich zu bewachen, als umgekehrt. Denn Mogensen ist von Natur ein Durchgänger.“

* * *

Die beiden Freunde waren allein. Am ersten Tage wurde es ihnen schwer, sich zurecht zu finden. Sie gingen umher wie in einem fremden

Haus, sich rastlos von einem Zimmer in das andere begebend, bald auf diesem, bald auf jenem Stuhle sitzend, ohne doch die gewohnte Gemütlichkeit und Ruhe zu finden. Es war, als suchten sie fortwährend nach etwas. Auch die Unterhaltung wollte nicht so recht in Schwung kommen. Des Abends war Mogensen bemüht, die Stimmung künstlich in die Höhe zu treiben. „Jetzt wollen wir uns einen guten Grog brauen und eine Pfeife dazu rauchen!“ Aber der Grog schmeckte ihnen nicht, und Mogensens Pfeife war nicht gut gestopft.

„Nein, Jermer,“ sagte er, durch die Pfeife saugend, „es hilft alles nicht. Es ist hier nicht so wie sonst, — das Beste fehlt!“

„Ja,“ erwiderte Jermer in halb ironischem Tone, — „ich dachte eben darüber nach, dass es so in einem Hause sein müsse, wo jemand gestorben ist. Man wartet immer darauf, dass der Heimgegangene eintreten, seinen gewöhnlichen Platz einnehmen

und geschäftig umhergehen solle wie immer — und dann kommt niemand. Ach, Christian, wir sitzen hier wie zwei Hinterbliebene."

Mogensen gab die Pfeife auf, er hängte sie an die Stuhllehne und sagte:

„Ich freue mich, dass Du so fühlst, — denn ich bin fest überzeugt, dass Du es wirklich fühlst, sonst hättest Du das, was ich gerade in diesem Augenblick dachte, dem ich aber keine Worte zu verleihen vermochte, nicht so ausdrücken können. Nicht wahr, Du hast meine Frau doch allmählich auch liebgewonnen? (Jermer nickte.) Ja, das verdient sie auch. Aber wenn Du ganz ehrlich sein willst, — und das kannst Du gern sein, so musst Du gestehen, dass es eine Zeit gab, da Du weniger freundlich von Nancy dachtest. Du glaubtest, sie sei ein wenig unbedeutend, — geradezu ein wenig oberflächlich?"

„Ich kannte sie ja gar nicht."

„Nein, ich will Dir ja auch keinen Vorwurf damit machen. Aber ich

merkte sehr wohl, dass Du der Ansicht warst, ich mache ein schlechte Partie!"

„Ich glaubte, offen gestanden, nach dem flüchtigen Eindruck, den ich von ihr hatte, dass ihr die Eigenschaft abginge, die man „häuslichen Sinn" nennt, und die so wichtig für eine Frau ist."

„Aber die hat sie ja gerade! Sie hatte ja gewissermassen gar keine Vorbildung zur Hausfrau. Sie verstand nichts vom Kochen und all dergleichen. Als junges Mädchen fehlte es ihr auch früher an Ernst, ein richtiges Heim hatte sie seit dem Tode der Mutter nicht gehabt. Aber es ist ganz merkwürdig, wie sie sich entwickelt hat, — — und dazu hast Du Dein Teil beigetragen, — freilich hast Du das, ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass Du einen grossen und wohlthuenden Einfluss auf sie ausgeübt hast. Das Interesse, das Du für unser Haus an den Tag gelegt hast, die Freude, die es Dir machte,

hierher zu kommen, hat, ich weiss das sehr wohl, ihren Ehrgeiz, eine gute Hausfrau zu sein, entfacht. Du machtest ihre Aufgabe umfassender, gleichsam idealer. Ich habe oft darüber nachgedacht, deswegen kann ich mich jetzt so klar darüber äussern. Du wurdest für sie, für unsern kleinen Hausstand das, was das Publikum dem Schauspieler ist. Schon allein, dass Du Wert auf gutes Essen legtest, — gab ihr erhöhtes Interesse für die Wirtschaft, sie setzte ihre Ehre darein, dass Du ihre Gerichte loben solltest."

„Du findest also nicht, dass ich Eurem Hause zur Last gewesen bin? Oft habe ich darüber nachgedacht, ob ich Eure Gastfreundschaft nicht missbrauchte, ob Du wohl lieber allein mit Deiner Frau sein wolltest, — es wäre doch ganz natürlich gewesen — —"

„So etwas musst Du nicht sagen. Das beleidigt mich. Ich meine, Du hättest merken können, dass Du uns beiden ein gleich lieber Gast warst.

Mit andern Worten, wir können Dich geradezu gar nicht mehr entbehren. — Na, alter Freund, Prost! — Frau Nancys Wohl!"

„Ja, Frau Nancys Wohl!" Sie stiessen miteinander an und tranken.

Darauf sagte Mogensen:

„Findest Du nicht im Grunde auch, dass es jetzt anfängt, ganz gemütlich zu werden?"

„Das haben wir Deiner Frau zu verdanken. Es half, dass wir von ihr sprachen. Was meinst Du, wenn wir es so machten wie der Kriegerverein, nachdem die Gesundheit des Königs getrunken ist? — Wollen wir ihr ein Telegramm senden?"

„Das ist eine brillante Idee? Wieviel Uhr ist es eigentlich?"

„Es ist neun Uhr!'

„Dann müssen wir es „mit Eilboten" schicken, damit sie es noch vor dem Zubettgehen hat."

In fliegender Eile schrieb Jermer folgendes Telegramm auf:

„Die Kriegskameraden Mogensen und Jermer, die beim gewöhnlichen

Abendtrunk versammelt sind, haben mit Begeisterung das Wohl ihrer abwesenden, schmerzlich vermissten Königin ausgebracht und senden einen unterthänigen Gruss."

Darauf liefen sie in rosigster Laune nach dem Telegraphenamt und freuten sich nach ihrer Rückkehr bei dem Gedanken an die Überraschung, die sie ihr bereitet hätten.

* * *

Das erste, was Jermer sagte, als sie am nächsten Morgen am Theetisch sassen, war: „Heute muss ein Brief von ihr kommen."

„Ja, heute mit dem Eilzug. Der wird aber erst morgen früh ausgetragen."

„Das ist doch ärgerlich."

„Ja, weisst Du, was wir thun können? Ich gehe heute Abend auf die Post und lasse ihn mir geben."

Den ganzen Nachmittag sprachen sie darüber, wie lange es noch hin

sei, bis sie den Brief bekommen konnten. „Aber wir öffnen ihn nicht, bis wir zu Hause sind und unsern Grog gebraut haben," sagte Mogensen.

Endlich sassen sie auf ihren gewohnten Plätzen, den Brief auf dem Tisch mitten zwischen sich. Derselbe lautete:

„Süsser Mann, lieber Jermer!

Wenn ich hier sitze und einen Gruss nach Hause senden soll, so habe ich Euch beide in meinen Gedanken. Ihr gemeinsam seid mein ganzes Heim, und es wird mir am leichtesten, Euch beiden im Verein zu schreiben. Teilt den Brief als Freunde; Ihr wisst, dass ich Euch lieb habe, jeden für sich und Euch beide zusammen.

Wie es Euch wohl ergehen mag? Ob alles im Hause nach Wunsch gegangen ist? Sorgt Marie gut für Euch und ist das Essen geniessbar? Liegt Jermer gut, so wie das Bett gemacht ist? Wenn er es ein wenig höher unterm Kopf haben will, so

muss Marie noch einen Kopfkeil aus der Bodenkammer holen.

Wenn ich doch einen Augenblick bei Euch eingucken könnte. Jetzt sitzt ihr vermutlich in Mogensens Zimmer bei Eurem Grog, — ich fürchte, Ihr braut ihn Euch zu stark! Aber worüber redet ihr nur? Ich hoffe, Ihr seid nicht so verderbt, dass Ihr Euch mit alten Junggesellengeschichten delektiert? Davon will ich nichts wissen, hört Ihr? Ihr habt die arme Nancy wohl noch nicht ganz vergessen, so dass Ihr weder Gedanken noch Worte für sie übrig habt? Legt mir gefälligst genaue Rechenschaft von allem ab, was Ihr an den Tag gebt! Ich will Tag für Tag, Stunde für Stunde mit Euch leben können. Übrigens finde ich, Ihr solltet, falls sich das Wetter hält, Euren Abendgrog ins Tivoli verlegen. In dem Falle bitte ich Jermer aber, ein wenig Rücksicht auf meinen Herrn Gemahl zu nehmen. Der Junggeselle darf den Ehemann

nicht auf Abwege führen, und ich halte es nicht für ratsam, dass Ihr Eure Jugendthorheiten auffrischt und in den Tingel-Tangel geht. Ich habe in den Zeitungen gelesen, dass dort eine englische Tanzchansonettensängerin (das ist gewiss etwas sehr Unmoralisches) auftritt und höchst gefährlich sein soll.

Über mich und meine Reise ist nur sehr wenig und gar nichts von Interesse zu berichten. Ich hatte ein gutes Coupé, in dem sich ausser mir nur noch eine alte Dame befand, die mich mit Judenkuchen und Kirschliqueur traktierte. Infolge dessen schliefen wir herrlich über den Belt und weiter bis nach Odense. In Fredericia verzehrte ich um drei Uhr des Nachts — ein grosses Beefsteak (grässlich).

Hier fand ich eitel Jammer vor. Sophie ist entsetzlich elend, der Arzt — Jermer kennt ihn gewiss, Dr. Knudsen, Paul Knudsen — glaubt jedoch nicht, dass Gefahr vorhanden

ist. Sie war sehr erfreut, als sie mich sah. Den Schwager hat die Krankheit auch sehr mitgenommen, und zwei von den Kindern haben Keuchhusten. Lessy, die jüngste, der nichts fehlt, ist das entzückendste Geschöpf. Ach ja! In Ermangelung eines Jungen wäre so ein kleines Mädchen auch ein Schatz!

Ich muss mich beeilen mit dem Schluss meines Briefes. Er soll noch zur Post, ehe die Mädchen zu Bett gehen. — — — So! Wisst Ihr, was nun geschah? Gerade als ich mich von Euch verabschieden will, klingelt es, und herein stürzt Maren, das Stubenmädchen, ganz verwirrt. „Ein Telegramm für Frau Mogensen!“ Mir wurde im ersten Augenblick ja auch ein wenig beengt! Aber Ihr wisst ja, was für ein Telegramm es war. Ach, wie ich mich freute! Tausend — 1000! — Dank. Ihr seid entzückend gegen mich. Dafür sende ich nun dem Gatten einen richtig süssen Kuss

zur guten Nacht, und wenn ich nicht wüsste, dass Sie ein Weiberfeind sind, so hätte ich beinahe Lust, auch Ihnen, lieber Jermer, einen kleinen Kuss zu schicken.

Eure

Nancy."

Als sie an den letzten Satz des Briefes kamen, rief Jermer aus:

„Was zum Teufel ist denn das, Mogensen? Weshalb hast Du Deiner Frau eingebildet, dass ich ein Weiberfeind bin?"

Mogensen lachte, so dass es in ihm gluckste, und erwiderte:

„Ja, Du, — zum Kuckuck auch! Man muss wahrhaftig darauf bedacht sein, seine Freunde unschädlich zu machen."

Der Brief gab ihnen Stoff zu der lebhaftesten Unterhaltung während des ganzen Abends. Mogensen war stürmisch begeistert, Jermer hatte die Begeisterung mehr in sich — gepaart mit einer gewissen ästhetischen Bewunderung. Ihm imponierte die

Sicherheit, mit der diese kleine Dame sich auf der Wippe zwischen Gatten und Liebhaber bewegte. Gleich einer Nachtwandlerin — dachte er — die keine Erkenntnis von der Gefahr hat.

Sie beschlossen den Abend mit der Abfassung einer detaillierten Beschreibung alles dessen, was seit Frau Nancys Abreise im Hause vorgefallen war. Fast in jeder zweiten Reihe dieses Bekenntnisses kam ihr Name vor.

Darunter schrieb Mogensen privatim einige liebevolle Zeilen an seine Gattin. Jermer begnügte sich mit einem kleinen Scherz: „Einen Gruss von dem Weiberfeind an die einzige Frau, die er gern küssen würde!“

* * *

Von nun an verging der Witwenstand der beiden Freunde — wie Mogensen sich ausdrückte — schnell.

Jeden Abend holten sie einen Brief von Frau Nancy von der Post, und

diese Briefe waren ganz merkwürdig mitlebend, gingen völlig in dem Leben daheim auf, so wie sie wusste, dass es verlief, und wie sie es durch kleine Winke und Ratschläge eigentlich selber anordnete. Es war beinahe, als lebe sie durch diese Briefe wirklich mitten zwischen ihnen. Für alles, was sie im Laufe des Tages vornahmen, hatte sie in den Briefen ein ernstes oder ein scherzendes Wort gehabt, und da sie nie versäumten, diese Bemerkungen zu citieren, war es, als habe sie teil an ihrer Unterhaltung.

Sie war stets das Centrum der Gesprächsunterhaltung, der überall gegenwärtige Genius des Hauses.

So kam der erste Juli heran und mit ihm die Urlaubszeit der Freunde. Am Morgen reisten sie von Kopenhagen ab und sollten in Fredericia mit Frau Nancy zusammentreffen.

IX.

Unterwegs sprachen sie nur wenig. Sie sassen jeder in einer Ecke des Coupés und starrten vor sich hin oder versuchten zu schlummern. Jedesmal aber, wenn sie bei einer Station hielten, richteten sie sich auf und tauschten wieder und wieder dieselben Bemerkungen aus. Sie nannten die Namen der Stationen und bemerkten, wie viele Meilen sie nun gefahren waren.

Als sie auf der Fähre standen, die über den kleinen Belt führte, sagte Mogensen:

„Natürlich war es eine ganz angenehme Zeit. Aber dasselbe ist es doch nicht.“ Und als Jermer schwieg, fügte er hinzu: „Du kannst es ja nicht so fühlen wie ich. Denn ich habe Nancy ja,“ — er lachte still vor

sich hin, — „in mehr als einer Beziehung entbehrt."

Jermer klopfte ihm gemütlich auf die Schulter: „Ja, ein jeder hat es ja so auf seine Weise!" Darüber lachten sie beide herzlich und verständnisvoll.

— — — Sie erreichten Fredericia anderthalb Stunden vor dem Zuge, mit dem Frau Nancy kommen sollte. Sie benutzten die Wartezeit, um ein kleines feines Diner im Restaurant zu bestellen und Blumen von einem Gärtner in der Stadt zu holen.

Der von Norden kommende Zug brauste heran. Schon in der Ferne erblickten sie einen Damenkopf, der sich aus dem Fenster herauslehnte, in einen grossen Blumenhut eingerahmt. Als der Kopf näher kam, fing er an zu nicken und eine gelbbehandschuhte Hand fächelte mit dem Taschentuche.

„Das ist sie!" Und sie stürzten auf das Coupé zu, wo sie stand, glühend von Sommer-Gesundheit und erwartungsvoller Freude, schöner denn je

zuvor. Und sie sprang den beiden förmlich in die Arme, sobald die Coupéthür geöffnet wurde. Sie gab Mogensen einen Kuss, wandte sich dann an Jermer und gab ihm einen liebevollen Blick, während er sich herabbeugte und ihr die Hand küsste.

Dann fasste sie sie beide kameradschaftlich unter den Arm, und so, — sie in der Mitte, mit ihrem Blumenhut, ihrem hellen Sommerkleide, ein Bouquet in jeder Hand — gingen sie lachend und schwatzend wie drei junge Studenten auf der Ferienreise, sorglos, entzückt über einander, den Kofferträgern und Schaffnern guten Tag zurufend, den Ärger nervöser oder müder Reisender erregend, durch deren geschäftiges Gewimmel sie sich, gemütlich puffend, Bahn brachen.

— — — Sie nahmen Platz in dem grossen Speisesaal an einem Tisch in einer der Fensternischen. Ausser ihnen wartete nur ein schläfriger Handlungsreisender, der in dem andern

Ende des Saales sass, auf den nach Westen gehenden Güterzug.

Beim Nachtisch wurde eine Flasche Champagner aufgeknallt. Sie hatten im Laufe der Mahlzeit bereits reichlich getrunken, und der Champagner machte Frau Nancy ganz ausgelassen. Mogensen war nicht weniger heiter. Die zweiwöchentliche Trennung hatte die schlummernden Rittergelüste geweckt, und er war seiner jungen Frau gegenüber galant und kurtisierend wie ein Neuvermählter. Jermer fühlte sich allmählich ein wenig überflüssig: für jeden Kuss, den Mogensen bekam oder nahm, musste er sich mit einem Blick oder einem heimlichen Händedruck unter dem Tisch begnügen.

Frau Nancy bemerkte seine Verstimmtheit; plötzlich beugte sie sich zu ihrem Mann hinüber und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, worauf er sich erhob und ging.

Als Frau Nancy und Jermer allein waren, fragte er: „Weswegen ging Dein Mann?“

„Ich bat ihn, etwas für mich zu besorgen. Ich wollte hören, was Dir fehlt. Weshalb ist mein treuer Freund so stumm? Freust Du Dich nicht, mich wieder zu sehen?“

Er antwortete: „Nancy, ich bin eifersüchtig. Ich kann es nicht ertragen, wenn Du Deinen Mann küsst. Ich sehne mich nach Dir!“

Sie sah ihn mit einem Blick an, aus dem aufrichtige Verliebtheit und Freude über den Eifer des Liebenden sprach, und sagte:

„Meinst Du wirklich, dass Du Grund hast, eifersüchtig auf meinen Mann zu sein? Nein, mein Freund, Du darfst Dich nicht mit dergleichen Thorheiten abquälen! Du kannst Dich nicht so sehr nach mir sehnen, wie ich mich nach Dir. Jeden Abend während dieser ganzen Zeit, wenn ich zu Bett gekommen war, lag ich noch lange und weinte vor Sehnsucht nach Dir. Ja, — nun musst Du aber nicht über mein kindisches Benehmen lachen, —

ich schloss das Kopfkissen in meine Arme, als seiest Du es, den ich bei mir habe.“

Der Handlungsreisende am Tische in dem andern Ende des Saales war eingeschlafen, und die beiden Kellner standen am Buffet und scherzten mit der Mamsell.

Jermer ergriff Frau Nancys Hand und zog sie dicht an sich heran. Sie neigte verliebt den Kopf, und er küsste sie auf den Hals.

„Wann werden wir uns denn nur allein sehen?“

„Ich will versuchen, ob es sich schon morgen machen lässt. Aber dann musst Du auch vergnügt sein! Ich habe mich so unbeschreiblich auf das Zusammensein mit Dir gefreut. Verleide es mir jetzt nicht!“

Er sah sie glückselig an und drückte ihr die Hand. Sie lächelte ihm zu, sagte aber in ernstem Ton:

„Ob ich mich nun aber auch auf Dich verlassen kann? Bist Du, wie

Du versprachst, artig gewesen, während ich fort war?“

„Und Du? Bist Du ganz artig gewesen? Hast Du mit keinem der jungen Herren kokettiert?“

„Ich glaube gar, Du willst, — ich? — ich hab' an andere Dinge zu denken gehabt! Aber Du willst nicht so recht mit der Sprache heraus. Ich will doch Mogensen einmal nach Dir ausforschen; dann werd' ich schon erfahren, ob Du leichtsinnig gewesen bist.“

Im selben Augenblick kehrte Mogensen zurück.

„Es wird Zeit, dass wir mit dem Kellner abrechnen. In zehn Minuten geht der Zug.“

* * *

Das kleine Nordseebad lag im Schutze der Dünen. Ein viertelstündiger Weg führt über einen hügeligen, gewundenen Sandweg durch die Dünen an den Strand, wo die

Bäder in einem Badekarren genommen wurden, den zwei Fischer ins Meer hinausschoben. Es war nur ein solcher Karren vorhanden, aber das war ganz ausreichend.

Noch hatte das Örtchen keinen Weltruf erlangt. Das Wasser war dort ebenso salzhaltig und frisch wie an der übrigen Westküste Jütlands, bisher aber hatte noch kein Arzt oder gerissener Hotelwirt dasselbe ausgebeutet.

Der ganze Badeort bestand im Grunde nur aus einem Krug an der Nordsee, einem Krug, in welchem jeden Sommer 20—30 Menschen wohnten, die billig und ruhig zu leben wünschten.

Jermer, der das Örtchen von einer Fusswanderung aus seiner Studentenzeit her kannte, hatte den Vorschlag gemacht, hierher zu gehen. Hier habe man gerade das, was er und seine Freunde wünschten. Hier waren sie so ganz für sich.

Mogensen und Jermer sassen am Vormittag nach ihrer Ankunft auf der

Veranda, die nach dem sogenannten Garten — einem Rasenplatz mit einem Kiesweg ringsumher — hinauslag, und warteten auf Frau Nancy, um sie zum Baden zu begleiten.

Da sahen sie sie mit einem fremden jungen Herrn des Weges daherkommen, einer eleganten Erscheinung, übertrieben sorgfältig gekleidet, in einer Landtoilette aus dem Modejournal, die in diesem anspruchslosen kleinen Badeort ein wenig unangebracht, allenfalls überflüssig erschien. Er trug ein bordeauxrotes, seidenes Hemd, einen weissen Flanellanzug und eine ebensolche Mütze. Sein Pincenez fiel jeden Augenblick von seiner kleinen, breiten Nase herab. Es lag etwas sehr Soigniertes über seinem ganzen Wesen und seiner Person und über seinem mopsähnlichen, lebhaften Gesicht etwas Unverschämtes und Feines, etwas Irritierendes und Gewinnendes.

Die beiden Freunde bemerkten mit Staunen Frau Nancy und ihren

Kavalier, die in lebhafter Unterhaltung vor der Gartenpforte stehen blieben. Der Herr schien ausserordentlich amüsant zu sein, denn Frau Nancy lachte jeden Augenblick laut auf, während er darauf los redete und mit seinem Stock in der Luft herumfuchtelte.

Endlich reichte ihm Frau Nancy die Hand zum Abschied und kam in den Garten. Er rief ihr „Au revoir" nach und schlenderte von dannen.

Als sie auf die Veranda kam, wurde sie mit Fragen überschüttet, wer der Herr sei, mit dem sie gesprochen, woher sie ihn kenne, ob er hier wohne u. s. w. Sie erzählte.

Er sei ein Herr Martin, der Sohn des bekannten reichen verstorbenen Etatsrats Martin. Sie hatte ihn während ihres Aufenthalts beim Schwager kennen gelernt, — eigentlich „auf kollegialischem Wege". Der junge Herr Martin sühne nämlich seinen hauptstädtischen Leichtsinn durch ein mildes Exil in dem kleinen Städtchen

als Volontär beim Postmeister Major von Stancke, einem Freund der Familie. Der junge Mann habe Jura studiert, ohne jedoch Geschmack daran zu finden. Fünf Jahre lang habe er seine Mutter, die Etatsrätin, in dem Glauben gehalten, dass er sich zum Examen vorbereite, während er sich in Wirklichkeit nur darauf vorbereitete, das ihn erwartende Vermögen zu verzehren. Endlich sei die alte Dame hinter die Schliche des Sohnes gekommen und habe das Verlangen gestellt, dass er das Studieren aufgeben und etwas Nützliches anfangen solle. Er hatte eingesehen, dass es aus pekuniären Gründen ratsam war, sich zu fügen, und hatte sich ohne Murren in das Postkontor des alten jovialen Majors einsperren lassen. Er hatte obendrein noch Geschmack an dem regelmässigen, wenig anstrengenden Dienst auf dem Königlich dänischen Bureau gefunden, und jetzt hatte man beschlossen, dass er zum Herbst seine Residenz nach dem

Posthof der Hauptstadt verlegen solle, um dort in aller Ruhe und Gemächlichkeit mit der nötigen Protektion eine bescheidene Karriere zu machen. Frau Nancy hatte ihn eines Tages auf der Post getroffen, als sie selber einen Brief abholen wollte, um ihn schneller zu bekommen, und bei dieser Gelegenheit war Herr Martin sehr galant gewesen, indem er erklärte, dass es ihm ein Vergnügen sei, der Gattin eines „Herrn Kollegen" in jeder Hinsicht gefällig sein zu können. Später war sie — in gleicher Veranlassung — mehrmals auf der Post gewesen, und jedesmal mit ausgesuchter Aufmerksamkeit von Herrn Martin behandelt worden. Zu ihrer grossen Überraschung war sie ihm jetzt hier vor dem Kruge begegnet. Er sei am Morgen angekommen und gedenke ebenfalls seine Ferien hier zu verleben. Er sehne sich sehr danach, Mogensens und Jermers Bekanntschaft zu machen, habe aber jetzt nicht mit ihr gehen wollen, da er

noch bis zur Zwölf Uhr-Post einige notwendige Geschäftsbriefe zu schreiben gehabt habe.

„Es ist ein herzensguter Mensch," schloss sie ihren Bericht. „Er ist zwar nicht besonders begabt, und von Ernst hat er keine Ahnung, dafür ist er aber steinreich oder wird es wenigstens und hat vorzügliche Beziehungen, — insofern kann es eine ganz nützliche Bekanntschaft für Dich sein, Mogensen."

Trotzdem war Mogensen durchaus nicht begeistert.

„Es ist wirklich abscheulich! Ich hatte mich so darauf gefreut, dass wir allein sein sollten! Und nun rennt dieser Laffe natürlich den ganzen Tag hinter uns her."

Auch Jermer sah nicht gerade sehr entzückt aus. Herrn Martins plötzliches Auftauchen hier gleich nach ihrer Ankunft erschien ihm höchst sonderbar, und er sagte:

„Es wundert mich, dass Sie in Ihren Briefen die Bekanntschaft mit Herrn Martin gar nicht erwähnt haben."

Sie spannte ihren Sonnenschirm auf und erwiderte:

„Ja, das ist im Grunde auch wunderbar. Aber offen gestanden interessierte er mich nicht sonderlich. Und ich hatte so viel anderes zu schreiben. Da vergass ich es.“

— — — — — — — — — — — — —

Als die beiden Freunde unten am Strande lagen, während Frau Nancy zum Baden hinausgefahren war, kam das Gespräch wieder auf Herrn Martin.

„Es ist im Grunde merkwürdig, dass der Mensch seine Ferien hier verbringen will, findest Du nicht auch?“ sagte Mogensen.

„Ach, weshalb eigentlich?“

„Ja, ich meine, es könnte ja sein, dass es Nancys wegen geschieht.“

„Das ist wohl möglich. Aber was dann?“

„Ach nein! Es wird aber langweilig für ihn werden. Wir brauchen uns wohl keine Sorge zu machen.“ Mogensen lachte. „Er sollte nur

wissen, dass sie es gar nicht der Mühe wert gefunden hat, ihn in ihren Briefen zu erwähnen!“

Jermer antwortete nicht, und die Unterhaltung erstarb. Da ertönte plötzlich ein Ruf vom Wasser her: „Guten Tag, meine Herren!“ Es war Frau Nancy in blau- und weissgestreiftem Badekostüm. Sie stand bis an die Knie im Wasser, das Gesicht dem Lande zugewendet und fing mit dem Rücken die Wellen auf, die sie in die Höhe hoben. „Grossartig!“ rief sie, nach Luft schnappend, dann kam eine neue Welle, die sie beinahe umwarf.

Die Herren erhoben sich und gingen ganz an das Wasser hinab.

„Nein, bleibt fort!“ rief sie. „Ich will Euch nicht in der Nähe haben.“

Mogensen erwiderte, indem er die Hände gleich einem Schallrohr vor den Mund hielt:

„Kannst Du Jermer denn nicht gönnen, etwas Hübsches zu sehen?“

Nachher badeten die Herren, während Frau Nancy im Sande lag und sich sonnte.

* * *

An der Table d'hôte, die aus etwa zehn Personen bestand, wurde Martin vorgestellt. Er erhielt seinen Platz neben Mogensen, während Jermer und Frau Nancy gegenüber sassen.

Martin besass ein ungewöhnliches Konversationstalent. Er redete ununterbrochen und war in einem Entzücken. Man konnte mit dem besten Willen ihm gegenüber nicht zurückhaltend sein. Mit seiner übersprudelnden Liebenswürdigkeit ging er unverzagt auf den Menschen los, und es fiel ihm auch nicht einen Augenblick ein, an seiner Unwiderstehlichkeit zu zweifeln: „Ich bin verteufelt froh, dass ich Sie getroffen habe! Sie sind, weiss Gott, ein paar grossartige Menschen!“ Und er sagte das mit einem Ausdruck, als sei er

sicher, dass seine Worte die beiden Herren vollkommen glücklich machen würden.

Mogensen und Jermer konnten ihm denn auch wirklich nicht widerstehen. Sie wurden angesteckt von Martins unbändiger Lebenslust, und die Stimmung in dem kleinen Kreise wurde sehr munter. Die andern Gäste, — drei Volksschullehrerinnen, eine Witwe mit zwei halberwachsenen Söhnen und ein pensionierter Probst mit seiner vierzigjährigen Tochter — sassen steif und ernsthaft da und sahen voller Entrüstung, wie die Neuangekommenen eine Flasche sauren Gasthofwein nach der andern heruntergossen.

Beim Kaffee draussen im Garten vertraute Mogensen Jermer und seiner Frau an, dass ihm Martin ganz brillant gefalle. „Ich kann wirklich nicht begreifen, Nancy, dass Du meintest, es sei nichts an ihm. Er ist ein verteufelt gerissener Kerl, — übrigens bin ich von all dem Amüsement geradezu matt, ich glaube, ich ziehe mich eine Stunde zurück."

„Thu' Du das, mein Freund! Inzwischen machen Jermer und ich einen kleinen Spaziergang. Wenn Sie nicht etwa auch müde sind?"

Jermer, der heiss war von dem vielen Wein und von verliebter Sehnsucht, sah sie dankbar an und sagte:

„Ich will sie an einen herrlichen Aussichtspunkt zwischen den Dünen am Nordstrande führen."

Mogensen wünschte ihnen viel Vergnügen und ging auf sein Zimmer. Kaum war er verschwunden, als Frau Nancy sagte:

„Jetzt schnell von dannen, ehe Martin kommt. Wir wollen sehen, wer zuerst ans Ziel gelangt!" Und sie lief durch den Garten zur Pforte hinaus, den Weg hinab. Er hinterdrein. Endlich hielten sie ganz ausser Atem inne, er reichte ihr den Arm und sagte: „Hab' Dank, dass Du Dein Versprechen hieltest. — Jetzt biegen wir hier links ab."

„Aber wir wollten ja an den Nordstrand!"

„Das sagte ich nur, um Mogensen irre zu leiten, falls er auf den Einfall kommen sollte, uns zu suchen. Nein, wir wollen hierhin. Hier drinnen zwischen den Dünen ist der entzückendste Schlupfwinkel, — wenn er nicht zugeweht ist, seit ich zuletzt hier war."

„Mit wem warst Du damals dort?" fragte sie, ihn in den Arm kneifend.

„Ach was! Ich war leider nur mit einem männlichen Wesen hier!"

— — Sie fanden den Fleck unberührt, eine Vertiefung auf dem Gipfel einer hohen Düne, die von einem Kranz noch höherer Dünen umgeben war. Er nahm Frau Nancy in die Arme, hob sie in die Höhe und küsste sie: „Endlich, — endlich hab' ich Dich wieder!" Und sie legten sich in den Sand, der ganz warm von der Sonne war.

Sie sassen aufrecht, Hand in Hand da. Sie guckte ihn verschmitzt an und sagte: „Du bist ein guter Junge. Ich habe Mogensen ausgeforscht, und

er hat mir die eidliche Versicherung gegeben, dass Du Dich ordentlich benommen hast. Ich würde auch sehr traurig gewesen sein, wenn Du nicht auf mich gewartet hättest."

Jermer fasste sie an den Ohrzipfel und sagte in strengem Ton: „Gut, dass Du mich daran erinnerst. Ich möchte Dich auch ein wenig ins Verhör nehmen. — Sag' mir einmal ganz offen und ehrlich, wie sich die Sache mit Herrn Martin verhält."

„Es ist gar nichts — wenigstens nicht von meiner Seite."

„Folglich also von der seinen? Ich will alles wissen, was er gesagt und gethan hat. Hat er Dich geküsst?"

Sie spitzte den Mund, als wollte sie pfeifen, und lachte.

„Er hat es versucht, aber es ging nicht. — — Willst Du gern das Ganze wissen?"

„Nur heraus damit."

Sie erzählte.

Eines Abends kam ich auf die Post, um nach Briefen zu fragen. Martin

war allein. Er nahm den Brief, hielt ihn hinter seinen Rücken und sagte: „Sie sind ja ausserordentlich erpicht auf diese Briefe! Sind sie wirklich von Ihrem Mann?“ „Ja, natürlich sind sie von meinem Mann,“ erwiderte ich, aber es kann gern sein, dass ich ein wenig errötete. Dann sagte er: „Ich glaube eigentlich, ich werde Ihnen den Brief heute Abend nicht mehr geben.“

„Sie geben ihn mir sofort!“ „Nein, Sie bekommen ihn nicht!“ — Ich versuchte, ihm den Brief zu entreissen, er aber zog sich schnell in eine Ecke zwischen zwei Borten zurück. Ich stand vor ihm und streckte die Hand aus, da sagte er: „Sie sehen so entzückend aus, wenn sie dies ernste Gesicht aufsetzen. Sie sollen den Brief haben, wenn Sie mir einen Kuss geben wollen!“

„Dieser freche Mensch!“ sagte Jermer.

Frau Nancy fuhr fort:

„Ich wurde ernstlich böse. Aber er war ganz ausser Rand und Band. Er wollte mich um die Taille fassen, im Eifer des Gefechts vergass er, dass er den Brief in der Hand hielt, schnell riss ich ihn an mich, gab ihm eine tüchtige Ohrfeige und lief davon."

„Das war gut gemacht! Und dann gingst Du wohl nie wieder auf die Post, um Deine Briefe abzuholen?"

„Nein, am nächsten Tage blieb ich zu Hause. Aber denk' nur, — als die Uhr zehn war, kam Herr Martin selbst angestiegen. Er brachte mir den Brief, bat mich hübsch artig um Verzeihung und versprach, dass er nie wieder unartig sein wolle. — Und er hat sein Versprechen wirklich gehalten. Nicht eine einzige Annäherung hat er sich wieder erlaubt. An einem der letzten Abende aber sagte er: „Ich habe die Absicht, während der Ferien in dasselbe Seebad zu gehen wie Sie. Würden Sie etwas dagegen einzuwenden haben?" Darauf antwortete ich: „Ich kann Ihnen natürlich nicht

vorschreiben, wo Sie Ihren Urlaub verbringen sollen!“ Weiter sprachen wir nicht über diese Angelegenheit, und ich glaubte im Grunde nicht, dass es sein Ernst gewesen sei. Als ich ihn hier heute Morgen traf, war ich nicht wenig überrascht.“

„Hast Du mir nun auch nichts verschwiegen?“

„Ich hätte Dir ja gar nichts zu sagen brauchen! Ich meine, Du kannst mir immerhin Glauben schenken!“

„Und Du versprichst mir, es mir sofort zu erzählen, wenn Martin neue Annäherungsversuche macht?“

„Ich will mir wie ein artiges kleines Mädchen gleich meine Schelte von dem Herrn Lehrer holen.“

„Dann komm und hole Dir Deine Strafe für heute.“

Er fing wieder an, sie zu küssen. — — Sie sprang auf, schüttelte den Sand ab und ordnete ihre Toilette.

„Jetzt wird es aber Zeit, dass wir nach Hause kommen. Auf mit Dir, Du Faullenzer!“

Sie zog ihn in die Höhe und nahm ihn unter den Arm. Und sie traten den Heimweg über die Dünen an, deren Riedgras sie an den Beinen kitzelte.

„Wann sehe ich Nancy wieder?“ fragte Jermer.

„Wann Du willst. Wenn ich nur kann, komme ich, sobald Du mir nur einen Wink giebst.“

Im selben Augenblick drückte er ihren Arm heftig. „Zum Teufel auch!“

Einen Photographieapparat an einem Riemen über den Rücken kam ihnen Martin entgegen.

„Wo zum Kuckuck sind Sie denn nur so lange gewesen? Sie verschwanden plötzlich alle zusammen.“

„Mein Mann hat sich schlafen gelegt, und Jermer und ich haben einen Spaziergang gemacht. Jermer wollte mir gern eine Aussicht zeigen.“

„Und ich habe mir die Zeit mit Photographieren vertrieben. Ich habe ebenfalls mehrere schöne Aussichten gefunden.“

Er sagte das mit einem Lächeln, das sowohl Jermer als auch Frau Nancy merkwürdig fanden.

„Er sollte doch nicht etwa —!“ flüsterte sie.

Sie gingen dann alle drei miteinander nach dem Krug hinab, Jermer ein wenig verstimmt, Frau Nancy überaus liebenswürdig; Martin wie immer in übersprudelnder Laune.

Einige Tage später standen Jermer und Frau Nancy einen Augenblick allein auf der Veranda.

„Wann sehen wir uns?“ fragte er schnell.

„Ich weiss nicht. Ich bin bange. Du musst warten.“

„Mir ist die Sache wirklich über, Nancy. Nie sind wir allein. Wir können nicht einmal einen Augenblick miteinander sprechen. Entweder ist Mogensen oder Martin da.“

„Glaubst Du nicht, dass es mir ebenso unangenehm ist? Aber ich habe wirklich keinen Mut dazu. Martin passt uns auf. Und er macht

fortwährend Anspielungen, dass ich in Dich verliebt bin."

„Hol' ihn der Teufel! Was will er hier eigentlich?"

„Fängst Du nun wieder an? Du musst nicht hässlich gegen mich sein. Ich kann ja nichts dafür!"

Sie sah ihn so flehentlich an, dass er seine Heftigkeit bereute und sie mit einem zärtlichen Händedruck um Verzeihung bat.

Dann kamen Mogensen und Martin.

Ähnliche kurze, missvergnügte Unterhaltungen fanden in der nun folgenden Zeit häufiger zwischen Jermer und Frau Nancy statt. Aber sie hatte ganz recht, — es war unmöglich, sich Rendezvous zu geben. Sie waren den ganzen Tag alle vier zusammen.

Im übrigen verlief die Ferienzeit, dank dem geselligen Talent Martins, in Saus und Braus und eitel Lustbarkeit.

Er liess sich von seinem Weinhändler mehrere Kisten Wein senden, und er mietete jeden Tag den grossen

Wagen des Gastwirts, womit sie lange Ausflüge in die Umgegend machten, reichlich versehen mit guten Speisen und Getränken.

Mogensen befand sich höchst wohl. Nur eins beunruhigte ihn.

Eines Abends sprach er sich hierüber mit seiner Frau aus: „Hast Du nicht bemerkt, dass Jermer in der letzten Zeit so verstimmt gewesen ist?“

„Ich weiss nicht so recht. Er ist vielleicht ein wenig stiller als sonst.“

„Ich glaube, er fühlt sich enttäuscht. Er hatte sich darauf gefreut, dass wir allein sein sollten, und ich glaube, es gefällt ihm nicht, dass sich Martin uns angeschlossen hat. Ich habe das Gefühl, als wenn er gleichsam ein wenig eifersüchtig ist. Er findet wohl, dass ihm Martin etwas von uns entzieht. Es ist unrecht gegen ihn, wenn er den Eindruck von uns haben sollte, als vernachlässigten wir ihn um unserer neuen Bekanntschaft willen.“

Frau Nancy erwiderte:

„Du bist reichlich zartfühlend in Jermers Seele. Es wäre doch sonderbar von ihm, wenn er sich beleidigt fühlte, weil uns Martin gut gefällt. So anspruchsvoll darf doch ein Freund nicht sein!“

„Ja, Jermer hat uns gegenüber das Recht, anspruchsvoll zu sein.“

— — Schliesslich aber fand Jermer auch seine gute Laune wieder. Vor allen Dingen trug Frau Nancy hierzu bei; sie war unermüdlich in ihren Bestrebungen, ihm ihre Liebe in Blicken und schnell geflüsterten Worten zu erkennen zu geben; von nicht geringem Einfluss aber war auch eine Unterhaltung, die er eines Abends mit Martin hatte.

Mogensen und seine Frau waren zu Bett gegangen; Martin und Jermer gingen unten im Garten und rauchten eine Cigarre.

„Brillante Menschen, diese Mogensens!“ sagte Martin.

„Ja, selten liebenswürdige Leute!“

„Und eine verteufelt süsse kleine Frau!“

„Ja, allerliebst.“

„Im Grunde ist es merkwürdig mit ihr, denn bei flüchtiger Bekanntschaft könnte man sie für etwas leicht halten.“

„So? finden Sie?“

„Ja, sie ist entgegenkommender als die meisten Damen. Sie könnte leicht einen Herrn, der sie nicht kennt, in Versuchung führen, Annäherungsversuche zu machen.“

„Sie sollten doch nicht selber —?“

„Nein, glücklicherweise nahm ich mich in acht. Denn ich glaube, sie gehört zu denen, die einen tüchtig an der Nase herumführen.“

„Das kann wohl sein.“

„Wissen Sie, — ja, Sie müssen es mir aber nicht übel nehmen — im Anfang glaubte ich, dass sie Sie gern hätte.“

„Ja, das hat sie auch.“

„Ja, aber ich meinte ein wenig mehr, als gut ist.“

„Jetzt glauben Sie es also nicht mehr?“

„Nein, jetzt bin ich fest überzeugt, dass sie völlig glücklich mit ihrem Manne lebt.“

„Das können Sie auch wirklich sein.“

X.

Das Leben im Mogensenschen Hause ging wieder seinen gewohnten Gang. Jermer besuchte wie gewöhnlich seine Freunde, und sie waren alle drei glücklich, nach der lustigen Ferienzeit in die Ruhe des häuslichen Lebens zurückgekehrt zu sein. Martin war bald vergessen. Wenige Tage nach ihrer Abreise erhielt Mogensen einen begeisterten Brief von ihm, in welchem er seinem Dank für die angenehme Zeit Ausdruck verlieh. Mogensen antwortete, und damit schien Martin aus dem Gesichtskreis verschwunden zu sein.

An einem der ersten Oktobertage kam Jermer verabredetermassen nach Schluss einer Sitzung zu Frau Nancy. Er fand sie vor einem enormen

Blumenkorb stehen, der mit den schönsten Rosen angefüllt war. Er fühlte sich sofort unangenehm berührt, denn er war sonst der einzige, der Frau Nancy Blumen schenkte, und es schien ihm wie ein Eingriff in seine Privilegien, dass sie Blumen von einem andern empfing. Er fragte, von wem doch die Herrlichkeit stamme; sie reichte ihm eine Karte, auf der in flotten Zügen „Eduard Karl Martin" stand. „Nicht wahr, er ist verrückt," sagte sie lachend. „Die Geschichte hat ihm mindestens fünfzig Kronen gekostet!"

„Seine Mittel erlauben es ihm ja!" antwortete Jermer. „Und Du freust Dich im Grunde doch darüber!"

„Ja, ich liebe Blumen, und besonders in einem solchen Überfluss! So dass man sie gleichsam mit beiden Armen nehmen kann!"

Ihre Worte kränkten ihn. Es schien ihm, als habe sie gänzlich s e i n e Blumen vergessen, die er doch mit einer solchen Sorgfalt und dem aus-

erlesenen Geschmack gewählt hatte. Instinktmässig ahnte sie seine Gedanken und beeilte sich, hinzuzufügen:

„Aber so schön wie die, welche Du mir von der Rosenausstellung mitbrachtest, sind sie doch nicht. Erinnerst Du Dich noch, es war ein ganzer grosser Marktkorb voll, und weisst Du noch, wie entzückt ich war?“

* * *

Jermer blieb, bis Mogensen kam.

Das erste, was Mogensen sagte, war: „Ich soll von Martin grüssen. Er ist zur Stadt gekommen.“

Jermer zeigte auf die Blumen. „Wie Du siehst, hat er sich schon gemeldet.“

„Tod und Teufel! Wie schön die sind! Dann war es ja nur gut, dass ich ihn zu heute Abend einlud! — Du kommst doch auch, Friedrich?“

„Ich weiss nicht recht, — — ich fürchte, ich bin behindert.“

Frau Nancy drohte ihm mit dem Finger:

„Was soll das nur heissen? Vorhin sagten Sie ja gar nicht, dass Sie behindert seien?“

Jermer erwiderte:

„Wenn ich aufrichtig sein soll, — es macht mir keine Freude, mit Martin zusammen zu sein. — Mein Gott ja, — er ist sehr liebenswürdig, aber ich weiss nicht, — er ist mir zu lärmend, er geniert meine Nerven.“

Mogensen ging im Zimmer auf und nieder:

„Es thut mir leid, dass ich ihn aufgefordert habe, zu kommen,“ sagte er. „Wenn Du ihn nicht leiden kannst, soll er nicht zu uns kommen. Aber heut Abend lässt sich ja dabei nichts machen.“

„Nein, und es war ja auch nur eine Sache der Höflichkeit, dass wir ihn einmal einladen mussten,“ sagte Frau Nancy. „Aber da Sie nicht mit ihm zusammentreffen mögen, so bleiben Sie heute Abend fort.“

* * *

— — — Dabei blieb es dann. Als Jermer aber am Abend allein sass, ergriff ihn ein erdrückendes Gefühl des Verlassenseins. Er versuchte, sich die Zeit durch einen Roman zu vertreiben, als er aber einige zwanzig Seiten gelesen hatte, entdeckte er, dass er keine Ahnung von dem Inhalt hatte. Er warf das Buch fort und setzte sich an den Schreibtisch. Dort sass er und starrte Frau Nancys Bild an, und das Bild starrte ihn an. Das sanfte Lächeln erschien ihm jetzt, wo er sich darin vertiefte, merkwürdig spöttisch und neckisch. Es lag etwas in diesen Augen, worüber er sich nicht so recht klar werden konnte, etwas Ausweichendes, Verheimlichendes.

Er erhob sich und ging unruhig hin und her. Seine Gedanken wollten nicht von Frau Nancy lassen. Er sah sie vor sich, daheim in Mogensens Zimmer zwischen dem Gatten und Martin sitzen, er sah sie dem einen zulächeln, den anderen liebkosen; er sah sie still und fein mit schmieg-

samer Anmut für die beiden Herren sorgen, er sah sie mit gebogenem Nacken dastehen und Wasser in die Groggläser schenken, sah die weisse, schmale Hand, die das Glas umfasste, den langen, zögernden Blick, während sie fragte: „Wieviel?“ Er sah das Ganze so klar, er selber war so oft auf diesem Bild gewesen. — — Aber auf s e i n e m Platz sass nun Martin und freute sich von Herzen, dass er, Jermer, nicht da war.

Plötzlich hielt er inne. Nein, dachte er, ich lasse mich nicht von ihm vertreiben. Ich weiche ihm nicht.

Und ruhig ging er ins Schlafzimmer, frisierte sich sorgfältig, wechselte Manschetten, Hemd und Shlips, zog einen andern Rock an, parfümierte sein Taschentuch und seinen Schnurrbart, zog einen Überrock an, setzte einen Cylinder auf und wanderte fröhlich von dannen. Erst als er sich bei Mogensen auf der Treppe befand, fiel es ihm ein, dass es peinlich für ihn sei, zu kommen, nachdem er erklärt

hatte, dass er nicht kommen wolle, und nachdem diese Erklärung ohne viele Einwände angenommen war. Den Fall gesetzt, dass er obendrein noch störte! Dass sie am liebsten ohne ihn war! Ach, Unsinn. Welch eine Thorheit von ihm.

Er schellte, und Frau Nancy öffnete.

Sie empfing ihn, als sei es die natürlichste Sache von der Welt, dass er kam. Im Innersten seines Herzens fühlte er sich sehr enttäuscht, er hatte mindestens einen Dank erwartet, und er bereute, dass er hingegangen war.

XI.

Mogensen und Frau Nancy kamen überein, dass Martin nicht wieder eingeladen werden solle.

Trotzdem war er täglich da. Er war nicht abzuschütteln. Er überhäufte das Haus mit Aufmerksamkeiten, die nur durch Gastfreundschaft vergolten werden konnten. Bald waren es kleine, galante Geschenke für Frau Nancy, — nicht anspruchsvoller, als dass sie angenommen werden mussten, — bald Einladungen zum Theater und zu Konzerten, die sich nicht gut ablehnen liessen, — zuweilen auch Einladungen zu einem kleinen Souper in seiner elegant eingerichteten Junggesellenwohnung oder in einer Restauration: höchst verlockend für Frau Nancy, die nicht an eine so verschwenderische Üppigkeit gewöhnt

war, wie er sie bei solchen Gelegenheiten entfaltete.

Für Jermer war diese Zeit voll von Enttäuschungen und Demütigungen. An den Abenden, wo Mogensen zu Hause war, konnte er sicher darauf rechnen, Martin dort zu treffen. Und oft, wenn er des Vormittags zu Frau Nancy kam, sagte sie im Laufe des Gesprächs:

„Ach, das ist wahr, Du, — es ist recht langweilig, aber heute Abend sind wir nicht zu Hause. Wir sollen mit Herrn Martin ausgehen, — wir konnten nicht gut nein sagen."

Die ersten Male knurrte er ein wenig, da sie es aber ins Scherzhafte zog und sich lustig über ihn machte, und da es allmählich immer häufiger geschah, machte er keine Bemerkungen mehr, sondern sah sie nur mit einem ernsthaften Blick an, den sie zu vermeiden suchte.

Es kam auch vor, dass er erst, wenn er des Abends kam, von dem Mädchen erfuhr, dass sie aus seien. Das

Mädchen solle den Herrn Ministerialrat schönstens grüssen, — die Herrschaft sei mit Herrn Martin ausgegangen. — Und das Mädchen sagte das in einem Ton, der Jermer mitleidig vorkam, und der ihn rasend machte.

In Wirklichkeit waren die Abende, die er jetzt bei Mogensens verbrachte, nicht angenehm für ihn.

Martin war ganz selbstverständlich der Ehrengast; Martin beherrschte die Unterhaltung und sorgte dafür, dass sie nicht ins Stocken geriet. Jermers schlechte Laune liess ihn ausserhalb der Sache stehen. Schweigend und ungesellig, beleidigt und unliebenswürdig sass er da. Ausserdem waren jetzt zwischen den drei anderen so viele gemeinsame Erlebnisse, an denen er nicht teil hatte. Sie sprachen von den Theatervorstellungen, denen sie zusammen beigewohnt, von den Personen, die sie bei Martin und in den Cafés getroffen.

Jermer beschloss jeden Tag, ernstlich mit Frau Nancy zu reden, Klarheit

in die Sache zu bringen, sie zu bitten, zwischen ihm und dem andern zu wählen. Wenn er aber zu ihr kam, — oder wenn sie zu ihm kam, was jetzt jedoch nur noch selten geschah, da sie stets so in Anspruch genommen war, — so fehlte ihm der Mut. Sie war so voller Frohsinn, so liebkosend, so gesprächig, dass er niemals in der Stimmung war, mit ihr abzurechnen.

* * *

Als dieser Zustand einen guten Monat gewährt hatte, fasste er einen ernsten Entschluss: Er wollte nicht mehr zu Mogensens gehen.

Fünf Tage war er nicht dagewesen. Oft peinigte ihn die Lust, sie zu sehen, aber er bezwang sich.

Am Abend des sechsten Tages wollte er sich gerade auf den Weg machen, um eine der Familien zu besuchen, bei denen er früher viel verkehrt, die er aber in den letzten Jahren trotz wiederholter Einladungen ganz vernachlässigt hatte.

Da klopft es an seine Thür. Es war Mogensen.

„Guten Abend, lieber Jermer. Wie gut, dass ich Dich zu Hause traf. Darf ich mich ein wenig setzen?“

Er nahm in dem Lehnstuhl Platz, den Jermer ihm bot. Er sah ganz elend aus, war verlegen und verwirrt.

„Fehlt Dir etwas?“ fragte Jermer. „Du bist doch nicht krank?“

„Nein, mir fehlt nichts. Es geht mir vorzüglich. Ich kam eigentlich nur, um zu hören, ob Dir was fehle.“

„Mir? Wie kommst Du auf diesen Gedanken?“

„Ja, — ich, wir, Nancy und ich waren ganz besorgt. — Es ist so lange her, seit Du bei uns gewesen bist.“

„Ach, Ihr seid in der letzten Zeit so viel ausgewesen.“

In betrübtem Tone antwortete Mogensen: „Ja, Du hast recht, wir sind in der letzten Zeit sehr viel ausgewesen.“

Sie sahen einander eine Weile verlegen an. Dann sagte Jermer:

„Darf ich Dir nicht eine Cigarre anbieten? — Und willst Du nicht etwas zu trinken haben? Cognac oder Sherry?“

„Nein, ich danke, ich will nichts haben, — freilich, eine Cigarre “

Er nahm die angebotene Cigarre, schnitt die Spitze ab, legte sie aber gleich wieder hin, ohne sie anzuzünden.

„Da ist übrigens etwas, wonach ich Dich fragen wollte — —“

„Und zwar?“

Mogensen senkte den Kopf und spielte mit dem Messer.

„Was denkst Du über Martin und — Nancy? Hältst Du es für möglich, dass sie in ihn verliebt sein könnte?“

„Darüber kann ich schwerlich eine Ansicht haben. Hast Du aber Grund, das zu vermuten?“

„Du antwortest mir nicht aufrichtig. — Weshalb magst Du nicht mehr zu uns kommen? Glaubst Du etwa, ich hätte es nicht bemerkt, dass Du in der

letzten Zeit so still und schweigsam gewesen bist?"

„Das ist sicher nur ein Zufall gewesen."

„Nein, es war kein Zufall. Du täuschst mich nicht. Du bist eifersüchtig auf Martin."

„Ich!"

„Ja, und mit Grund. Ich verstehe so gut, wie es Dich geschmerzt hat, zu sehen, wie eingenommen Nancy von ihm war. Mich hat es in Deiner Seele gekränkt, — ich habe es ihr auch gesagt, dass es eine Schande sei, dass sie Dir so treulos geworden, — — aber Du weisst, wie sie ist. Man kann ihr nicht ankommen, wenn sie selbst es nicht will. Sie zieht das Ganze ins Lächerliche und sagt, Du selber seist übellaunig und verstimmt geworden."

„Das bin ich vielleicht auch. Deine Frau hat ja keine Verpflichtungen gegen mich, und sie kann ja andere Freunde halten, wenn sie Lust hat. Martin ist ja ausserdem auch Dein Freund."

„Du kannst doch aber sein Verhältnis zu mir nicht mit dem Deinen vergleichen. Auf Dich hätte ich nie eifersüchtig werden können."

„Das ist ja sehr freundlich von Dir. Aber ist es im Grunde auch schmeichelhaft für mich?" — Jermer suchte einen scherzhaften Ton anzuschlagen.

„Du weisst sehr gut, was ich meine, Du bist ursprünglich mein Freund; wir haben einander von Kindesbeinen an gekannt, und es giebt niemand, auf dessen Freundschaft ich solchen Wert gelegt habe und mit dem ich so gern zusammengewesen wäre, — ja, das hast Du gewiss oft genug gemerkt. Dass Du und Nancy auch so gute Freunde geworden, das war meine grösste Freude. Eure Freundschaft ist mir eine Bürgschaft gewesen, dass in meiner Ehe alles in Ordnung war. Du hast uns in Wirklichkeit als Barometer gedient. Deshalb hat es auch einen solchen Eindruck auf mich gemacht, dass Du Dich ganz von uns zurückzogst. Was ist da los? fragte

ich mich. Und ich brauche nicht lange zu fragen; — — Martin hat sich zwischen uns gedrängt, nicht allein zwischen Nancy und Dich, sondern auch zwischen Dich und mich, — wer weiss, ob nicht auch zwischen mich und sie. Diese Tage, wo Du nicht bei uns gewesen bist, sind bitter für mich gewesen. — Das kannst Du mir glauben. — — Aber weshalb sagst Du denn nichts? Ich ging ja heute Abend hierher, weil ich hoffte, dass Du mich nicht im Stiche lassen würdest, wenn Du sähest, wie notwendig Du für uns bist. Ich bin sicher, dass wir beide, wenn wir uns nur einig sind, Nancy schon wieder zur Vernunft bringen könnten."

„Ich fürchte, dass meine Hilfe nicht viel nützen wird. Deine Frau findet mich schon jetzt übellaunig und verstimmt, — sie würde mich gar bald unerzogen und aufdringlich finden, — — ich denke, wir rühren nicht weiter an der Sache."

„Das kannst Du wohl sagen. Aber ich? Den Fall gesetzt, dass Nancy —"

Jermer sah ihn an, und er hielt inne.

„Es war hässlich, was ich eben sagte," fuhr er nach einer Weile fort. „Nein, Du hast recht. So etwas darf ich nicht von Nancy denken. — — — Überhaupt, — bist Du nicht auch der Ansicht, dass es hier bei uns zu Lande selten ist, dass verheiratete Frauen es so weit kommen lassen? — — Sie können kokett sein und mögen sich gern den Hof machen lassen, aber geradezu untreu —"

„Das mag gern sein."

Mogensen erhob sich langsam.

„Ja, dann ist es wohl am besten, dass ich nach Hause gehe."

Jermer bat ihn nicht, zu bleiben. Er fragte nur, um doch etwas zu sagen:

„Was hast Du heute Abend mit Deiner Frau angefangen? Ist sie zu Hause?"

„Nein, sie ist bei ihrer Tante im Stift. Du weisst, das alte Fräulein Schmidt, das sie zuweilen besucht — — Es ist so lange her, seit sie dort war."

Eine satanische Munterkeit überkam Jermer plötzlich. Er klopfte Mogensen auf die Schulter und sagte:

„Das ist doch zum Kuckuck, wie diese alten Tanten verzogen werden. Glaubst Du, dass die jungen Damen uns auch besuchen werden, wenn wir erst im Rollstuhl sitzen?“

Mogensen sah Jermer verwundert und missbilligend an:

„Du musst bedenken,“ sagte er, „dass Fräulein Schmidt die einzige Schwester von Nancys verstorbenem Vater ist.“

„Mein Gott ja!“ erwiderte Jermer lächelnd, — „ich will ja Deiner Frau keine Vorwürfe machen, weil sie freundlich gegen das alte Fräulein Schmidt ist!“

Als Mogensen die Treppe halb hinuntergekommen war, wandte er sich um und rief dem Freund zu:

„Du kommst doch auf alle Fälle bald einmal zu uns!“

„Ja, ich werde in den nächsten Tagen einmal einsehen.“

„Und ich würde Dir wirklich dankbar sein, wenn Du einmal ernsthaft mit Nancy reden wolltest. Nicht wahr, das thust Du.“

„Vielleicht.“

— — — Jermer blieb stehen und lauschte Mogensens Schritten, die schwer und müde klangen. „Als trüge er etwas Totes mit sich herum,“ dachte er bei sich. Dann verlor der Schall sich mehr und mehr und verschwand endlich ganz.

XII.

Um dieselbe Zeit, als Mogensen Jermer seinen Besuch ablegte, schlich eine dicht verschleierte Dame die Treppe hinauf, die zu Martins Wohnung in der Kronprinzenstrasse führte.

Ein wenig echauffiert infolge der Angst und des hastigen Treppensteigens blieb sie vor der Thür stehen, die im selben Augenblick von Martin geöffnet wurde.

„Tausend Dank, dass Sie kamen, gnädige Frau!"

„Ich muss wohl lieber gleich wieder gehen."

„Davon kann keine Rede sein! Jetzt, wo sie einmal hier sind, entkommen Sie nicht so bald wieder," — und er ergriff ihre beiden Hände und zog sie herein.

Es war dunkel im Entree, und er machte den Versuch, sie zu küssen.

„Nein, nein. Sie müssen artig sein, sonst gehe ich gleich wieder. Ich kann übrigens nur einen Augenblick bleiben.“

„Ich will ganz artig sein. Kommen Sie nur herein!“

Er öffnete die Thür, die zu seinem Wohnzimmer führte. Alles war festlich erleuchtet, zwei Kronleuchter und mehrere Lampen brannten dort.

„Es ist hier viel zu hell. Ich schäme mich in all dem Licht.“

Sie blieb an der Thür stehen und zeigte auf die Lichter.

„Sie müssen das alles auslöschen, mit Ausnahme der Lampe dort auf dem Schreibtische.“

Und sie rührte sich nicht vom Fleck, bis er gethan hatte, was sie befohlen.

„Nun Frau Lichtscheu, nun können Sie wohl näher treten. Darf ich Ihnen den Mantel abnehmen?“

„Ich danke, den behalte ich lieber an.“

„Aber Sie wollen doch in der Emballage nicht soupieren? Die Tafel ist, wie sie sehen, bereit.“

Er schlug die Flügelthüren nach dem Esszimmer auf. Dort standen die verlockendsten Gerichte: Austern, wildes Geflügel, eine mächtige Fruchtschale mit blauen Trauben und sammetroten Pfirsichen, goldhalsiger Champagner in einem silbernen Kühler, bleichgoldiger Sherry und rubinroter Bordeaux in geschliffenen Karaffen.

Die Dame schlug den dichten Schleier in die Höhe.

„Nein, Martin, das ist wirklich zu arg. Das geht gegen die Verabredung. — Ich versprach Ihnen, weil Sie mich so lange gequält hatten, Ihnen einen kleinen Besuch ohne meinen Mann zu machen. — Jetzt habe ich mein Versprechen gehalten, und nun laufe ich wieder. Ich bereue, dass ich überhaupt gekommen bin, denn ich sehe, dass Sie mich ganz missverstanden haben. Ich bin Ihnen wirklich böse!“

Martin sah einen Augenblick ganz betroffen aus. Dann schlug er sich mit komischer Feierlichkeit vor die Brust, fiel vor ihr aufs Knie und flehte:

„Sehen Sie, hier liege ich armseliger Sünder zu Ihren schönen Füssen und bitte Sie um Vergebung. Gnädige Frau, Sie, die sie die Macht der Schönheit erhalten haben, gebrauchen sie dieselbe mit Milde und Barmherzigkeit. Seien Sie etwas weniger zornig, als Sie zu sein berechtigt sind, weil ich, ihr Sklave, es wagte, Ihnen eine Erfrischung anzubieten."

Er guckte verschmitzt zu ihr auf, als sie aber noch immer ihren strengen Ernst bewahrte, sprang er in die Höhe, stürzte ins Esszimmer und kehrte mit Windesgeschwindigkeit zurück. Schwänzelnd, eine Serviette über den Arm, sich in den Hüften wiegend, trat er ihr entgegen:

„Wünschen die gnädige Frau das halbe Rebhuhn hier oder im Kabinett serviert zu haben?"

Er sah so komisch aus, dass sie sich nicht mehr halten konnte. Lächelnd sagte sie:

„Sie sind doch ein grosses Kind, Martin! Niemand würde glauben, dass sie bereits fünfundzwanzig Jahre zählen!“

„Und Sie wagen es doch nicht, mit mir zu soupieren? Fürchten Sie sich vor einem Kinde?“

„Bilden Sie sich nur ja nicht ein, dass ich mich vor Ihnen fürchte. — — Aber Sie haben mich beleidigt. Ich bin keine kleine Ladenmamsell, die sich zum Souper einladen lässt. Aber ich bin natürlich schuld daran. Ich hätte bedenken sollen, dass sich alle Herren gleich sind. Von Ihrem Standpunkt aus würde es sicher sehr ungalant gewesen sein, wenn Sie nicht Austern und Champagner für eine Dame in Bereitschaft gehabt hätten, die Ihnen einen Abendbesuch macht. Glücklicherweise ist es ja eine Konsequenz, die sehr angenehm aussieht. Helfen Sie mir, bitte, meinen

Mantel ab, und dann können Sie immerhin servieren."

„Aber" — sagte sie ernsthaft und eindringlich, als sie an Martins Arm ins Esszimmer ging, — „Sie müssen mir versprechen, dass Sie nicht den Versuch machen wollen, mich anders zu behandeln, als wenn Sie zu Hause bei uns wären."

„Auf Ehre," antwortete er, ihre Hand küssend. Und als er eine Wolke des Missmuts auf ihrer Stirn bemerkte, fügte er hinzu: „Ein Handkuss gehört zu den kleinen unschuldigen Freuden, die auch innerhalb der vier Wände des Hauses gedeihen."

* * *

„Nein, nein! Jetzt dürfen Sie mir nicht mehr einschenken. Ich kann doch nicht taumelnd nach Hause kommen!" Dunkelrot im Gesicht, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, sass sie da, den kühlen Saft der grossen Trauben einsaugend.

Martin lehnte sich in den Stuhl zurück, erhob das Champagnerglas und sagte:

„Jetzt ist meiner Meinung nach der Zeitpunkt gekommen, wo wir der Abwesenden gedenken müssen. Darf ich die gnädige Frau bitten, Ihrem lieben Herrn Gemahl meinen ehrfurchtsvollsten Gruss zu überbringen."

Sie drohte ihm lächelnd.

„Ach, Gott! Wenn ich bedenke, dass er glaubt, ich sitze jetzt bei der alten Tante Lene im Stift! Und welch einen Begriff er von dem Leben bekommen muss, das die alten, gebrechlichen Menschen dort führen! Denn ich muss ja natürlich beichten, dass ich Wein getrunken habe!"

„Ja, das merkt er natürlich am Gute Nachtkuss!"

„Hi, hi, hi!"

„Worüber lachen Sie?"

„Sie glauben gewiss, dass mein Mann und ich so sehr — sehr küsserig sind?"

„Ich glaubte, dass Ihr Mann sehr in Sie verliebt sei.“

„Und dass ich —“

„Ein wenig in Jermer verliebt wäre.“

Frau Nancy antwortete nicht. Ihr Gesicht war ernsthaft geworden, sie sass da und sah aus, als überlege sie.

„Sie sind doch nicht böse, gnädige Frau? Es war dumm von mir, das zu sagen; aber es entfuhr mir so.“

„Es ist nicht das erste Mal, dass sie Anspielungen auf Jermer und mich gemacht haben. — — Wir sind ja fertig mit dem Essen? Wollen wir nicht in das andere Zimmer gehen, dann will ich Ihnen von Jermer und mir erzählen. Es schmerzt mich, dass Sie etwas glauben, was sich nicht so verhält.“

Er erhob sich und verneigte sich vor ihr; dann reichte er ihr den Arm und führte sie ins Wohnzimmer, wo sie sich vor den grossen Majolikaofen setzte.

„Kaffee kann ich Ihnen leider nicht anbieten, da ich meine Wirtschafterin

ins Theater geschickt habe, damit sie Sie nicht sehen sollte. Aber vielleicht eine Cigarette?“

„Ich danke! Aber genieren Sie sich nicht. Zünden Sie nur ihre Cigarre an, und setzen Sie sich neben mich. Wie hübsch und gemütlich es hier bei Ihnen ist!“

„Heute Abend finde ich es auch!“ Er schob einen Stuhl neben den ihren und setzte sich.

„Sie werfen gleichsam einen Glanz über alles. Haben Sie Dank, dass Sie heute Abend bei mir bleiben.“ Er ergriff ihre Hand, und sie liess sie ihm einige Augenblicke.

Dann sagte sie, sie ihm sanft entziehend —:

„Ich wollte Ihnen ja von Jermer und mir erzählen — —“

„Jermer und ich sind gute Freunde gewesen, von der Zeit an, dass ich mich mit Mogensen verheiratete. Er ist täglich zu uns gekommen, und er hat durch seine Freundschaft meinem Mann und mir über die kleinen

Schwierigkeiten hinweggeholfen, die so leicht in einem jungen Haushalt entstehen. Ich kannte Jermer nicht, ehe ich mich verlobte, aber ich weiss, dass er eine Zeit lang, als ich noch unverheiratet war, für mich geschwärmt hat. Ich weiss es von Mogensen, und er selber sagte es mir einmal bei einer Gelegenheit, von der ich Ihnen nun erzählen werde. — — Es mag wohl ein ganzes Jahr her sein. Ich hatte sehr wohl bemerkt, dass Jermer in der letzten Zeit ganz wie umgewandelt gewesen war. Er war schweigsam und still und sah mich oft mit sentimentalen Blicken an. Ich machte mir jedoch keine weiteren Gedanken darüber, aber ich glaube, ich erwähnte es eines Abends, als er bei uns gewesen war, Mogensen gegenüber, — ich sprach meine Vermutung aus, dass er wohl in irgend jemand verliebt sein müsse. Dann, eines Nachmittags, war ich allein zu Hause, — mein Mann war an jenem Tage aus, und Jermer wusste das.

Plötzlich — stand er im Zimmer — ich hatte gar nicht gehört, dass geschellt wurde, — und er sah so erregt aus. Unruhig ging er im Zimmer auf und nieder, antwortete zerstreut auf meine Fragen und lag plötzlich vor mir auf den Knieen. Er sagte, er liebe mich, er umfasste mich so gewaltsam, dass mir ganz angst und bange wurde. Allmählich gelang es mir jedoch, ihn zur Vernunft zu bringen, und er setzte sich hübsch artig neben mich, – so wie wir nun sitzen. Ich erklärte ihm, dass das, was er gethan, unrecht sei; dass ich ihn sehr gern habe, dass es aber, falls er Gefühle für mich nähre, die ich nicht erwidern könne, unmöglich für uns sei, mit ihm zu verkehren wie bisher. — Er verliess mich ruhig, aber betrübt und sagte, dass er nicht mehr zu uns kommen könne. Er blieb auch wirklich ein paar Tage fort, kam dann aber wieder und war scheinbar ganz wie sonst. Als Mogensen einen Augenblick das Zimmer

verliess, nickte er mir zu und sagte, ich dürfe ihm nicht zürnen, er wolle in Zukunft schon vernünftig sein. Das war alles, was zwischen uns über jenen merkwürdigen Abend gesprochen wurde. Und er hat sein Versprechen treulich gehalten bis jetzt. Wir sind seither oft allein zusammen gewesen, aber er hat niemals ein Wort gesagt, das nicht jeder hätte hören können. — — Ja, da haben Sie die ganze wahrheitsgetreue Geschichte von Jermer und mir, die ich Ihnen erzählt habe, weil ich mich auf Ihre Diskretion verlasse, und weil ich nicht will, dass Sie etwas Schlechtes von mir denken sollen."

Nach einer Pause sagte Martin:

„Was meinten Sie damit, dass Jermer sein Versprechen „bis jetzt" gehalten habe? Sie sagten das mit einer so eigenartigen Betonung."

„Ich meinte, dass Jermer in der letzten Zeit wieder so wunderbar gewesen ist. Vielleicht ist er eifersüchtig."

„Auf wen?“

Frau Nancy erhob sich und that, als habe sie die Frage überhört.

„Jetzt muss ich aber gehen!“ sagte sie. „Es ist bereits spät geworden. Vielen Dank für Ihre Freundlichkeit!“

Martin half ihr den Mantel an.

„Sie antworteten mir nicht. Auf wen meinten Sie, könnte Jermer eifersüchtig sein?“ Er fragte in flüsterndem Ton und legte seinen Arm um Ihre Taille.

„Das erzähle ich Ihnen vielleicht ein ander Mal. — Nein, jetzt dürfen Sie nicht wieder mit den Dummheiten anfangen! Adieu! Und nochmals vielen Dank! Es war ein reizend gemütlicher Abend.“

XIII.

d. 5. Dezember.

Liebster!

Weshalb sehe ich Dich nie mehr? Du hattest M. versprochen, zu kommen, aber Du bist fortgeblieben. Denn die Visite, die Du vorgestern Abend machtest, rechne ich nicht, Du konntest sehr gut wissen, dass wir zur Première im königl. Theater waren. Ein grässlich flaues Stück, das reine Zuckerwasser. Nichts für uns beide! Wenn Du nicht hierher kommen willst, Herr Despot, so heiss' mich zu Dir kommen. Ich gehorche Dir jetzt wie immer — und bin trotz all Deiner Unliebenswürdigkeit

Deine

Cici.

d. 6. Dezember.

Liebe Nancy!

Weshalb ich nicht mehr zu Euch komme? Weshalb fragst Du nach etwas, worüber Du keinen Augenblick im Zweifel bist?

Weshalb ich Dich nicht auffordere, zu mir zu kommen? — — Weil ich es nicht übers Herz bringen kann, Dich Deiner kranken Tante Lene zu entziehen.

Dein

J.

d. 9. Dezember.

Ich habe ein paar Tage vergehen lassen, um Dir nicht im Zorn zu antworten. Dein Brief machte mich weinen, Du bist schlechter, als ich glaubte, dass Du sein könntest. Jetzt will ich aber mit Dir reden. Ich komme morgen Abend um acht Uhr, und Du wirst es doch wohl nicht fertig bringen, mich die Treppe hinab zu werfen. Obwohl, — Gott weiss!

N.

d. 10. Dezember. Abends.

Liebe kleine Nancy!

Du hast Deinen Willen durchgesetzt, Du bist bei mir gewesen, und ich gebe gern zu, dass Du im Kampf die Stärkere warst. Ich schäme mich nicht, meine Schwäche einzugestehen. Es ging, wie ich im voraus wusste, dass es gehen würde. Wir versuchten, die alten Tage wieder aufzufrischen, bist Du zufrieden?

Oder giebst Du mir im stillen recht: man soll nicht auf Gräbern tanzen — —?

Wie in aller Welt kann man vernünftig mit einer schönen, jungen Dame reden, die auf unserm Schoss sitzt? Kann man in einem Kampf gegen eine Freundin siegen, deren Argumente Küsse sind, und die im eigentlichsten Verstand ad hominem spricht?

Und doch, als Du vor zehn Minuten aus meiner Thür gingst, war es nicht der Blick der siegenden Venus, den

Du zum Abschied diesem Zimmer zusandtest, in welchem Du so viele Siege erfochten hast.

Die Sache ist nämlich die: Das Leben erfordert Resignation; es geht nicht, alles zu wollen. Man muss wählen.

Und in Wirklichkeit hast Du gewählt. Mich hast Du nicht gewählt. Aber eine gewisse alte Anhänglichkeit, eine gewisse Eitelkeit, vielleicht auch, vielleicht sogar hauptsächlich, ein übermütiger Frauentrotz, verbieten Dir, mich los zu lassen. Am liebsten behieltest Du mich als Stangenpferd in Deinem Gespann.

Kleine Nancy, Du bist sicherlich eine ungemein behende kleine Person; wir kennen einander so gut, dass ich offen mit Dir reden kann: Du fährst bewunderungswürdiger als jede andere mit zweien. Um mit dreien zu fahren, fehlt es Dir an der nötigen Seelenelasticität und moralischen Überlegenheit.

Du weisst, dass ich nicht engherzig

bin oder nach dem uns eingepaukten Moralrezepte urteile. Daher weisst Du auch, dass ich an und für sich keinen Anstoss daran nehmen würde, wenn Du Deine Domäne erweiterst.

Aber Dir fehlt das Talent dazu.

Ob man hier im Leben recht oder unrecht handelt, das misst man einzig und allein nach den Wirkungen ab, welche unsere Handlungsweise hat. Entsinnst Du Dich, dass Du einstmals die Furcht äussertest, dass Du unrecht daran thätest, meine gute Freundin zu sein? Deine Furcht war thöricht, weil die Thatsachen dagegen sprachen. Dein Mann war glücklich, und Du selber warst es auch.

Dein Herz wurde ohne Eifersucht zwischen Deinem Gatten und mir geteilt; wir konnten nicht eifersüchtig auf einander werden, weil Du niemals einem von uns Gelegenheit gabst, sich zurückgesetzt zu fühlen. Du warst gerade das für jeden von uns, was wir wünschten und schätzten.

Du weisst sehr wohl, dass es jetzt anders ist. Unser stilles Glück ist gestört, ein fremdes Element hat sich eingedrängt und hat den sicher arbeitenden Mechanismus aus dem Gleichgewicht gebracht. Vor allen Dingen ist das unrecht gegen Deinen Gatten. Er weiss nicht, was eigentlich vor sich geht, aber er ist aus seiner Ruhe aufgescheucht worden und ahnt eine Gefahr. Ich, der ich es verstehe, fühle mich ungemütlich; ich fühle mich gestossen und gedrängt, zuweilen merke ich, dass ich lästig bin, nie habe ich ein Gefühl der Sicherheit. Und Du selbst musst, wenn Du ehrlich sein willst, gestehen, dass auch Dein Wohlsein untergraben ist. Du bist der Situation nicht mächtig. Du bist unsicher und nervös.

Lass mich deswegen meinen Weg in Frieden gehen. Gieb die Versuche, mich festzuhalten, auf. Es gab nur ein Mittel dazu, und das willst Du nicht anwenden, — worüber ich Dir keineswegs Vorwürfe mache.

Ausserdem fürchte ich, dass es zur Anwendung dieses Mittels bereits zu spät ist. Das Gewebe von Fäden, das mich an die kleine Welt knüpfte, deren Herrscherin Du bist, scheint mir in diesen vierzehn Tagen so merkwürdig zerrissen zu sein. Ich weiss nicht, ob ich jemals wieder daran festwachsen könnte; ich fühle das Bedürfnis in mir, mich noch eine Zeit lang im offenen Wasser treiben zu lassen, bis ich mich einst wieder an einem neuen Schneckenhaus zur Ruhe lege.

„Auf Wiedersehen!“ sagten wir zu einander, als Du vorhin von mir gingst. Wären wir der geheimen Stimme unseres Herzens gefolgt — nicht wahr? — dann hätten wir „Leb' wohl“ gesagt.

Dein ergebener

J.

d. 11. Dezember.

Dein Brief, lieber Jermer, ist sehr geistreich konstruiert. Du weisest klar

und deutlich nach, dass die Schuld an mir liegt. Und doch, mein lieber Freund, guckt am Schluss des Briefes der Pferdefuss heraus. Du bist doch nicht so ganz sicher, dass Du ohne mich fertig werden kannst, da Du mich sehr eindringlich ersuchst, keine weiteren Anstrengungen zu machen, sintemal es vergebliche Mühe sein würde. Hab' Dank für Deine Fürsorglichkeit!

Insofern war sie überflüssig, als ich mir schon bei meinem gestrigen Besuch bei Dir völlig darüber klar geworden war, wie wenig Du Dir aus mir machst.

Ich will keinen Versuch machen, mich gleich Dir in geistreichem Philosophieren über unser Verhältnis zu ergehen. Nur das folgende möchte ich Dir einfach und natürlich sagen: Du irrst sehr, wenn Du meinst, dass zwischen mir und Herrn M. ein intimeres Verhältnis besteht. Und dann noch eins: als ich gestern Abend zu Dir kam, geschah es aus dem

wirklichen Bedürfnis, dass wieder alles so zwischen uns werden möge wie früher. Wenn Du gewollt hättest, würdest Du mich gestern Abend ganz zurück erobert haben können. Du wolltest es nicht.

Und ganz zufällig habe ich heute allerlei gehört, was sowohl dies erklärt, als auch mir einen Wink giebt in Bezug auf Deine Freischwimmübungen nach einem andern Schneckenhaus hin.

Ich wünsche Dir aufrichtig Glück zur Erfüllung Deiner Hoffnungen. Wie man mir sagt, ist das Schneckenhaus ja solide genug und die Schnecke ausserordentlich appetitlich.

Und lass' mich Dir noch eins gestehen: Dein Brief machte mich nicht allein böse, weil ich fand, dass es völlig überflüssig war, auf Stelzen zu gehen, sondern er machte mich auch traurig. Ich hatte gedacht, dass, wenn es einmal so weit käme, dass wir einander Lebewohl sagten, dies mit dem gegenseitigen Gefühl geschehen

müsse, dass wir Abschied von etwas Schönem und Gutem nähmen, von etwas, wofür wir einander Dank schuldeten.

Ich jedenfalls, lieber Freund, ich reiche Dir die Hand und den Mund zum Lebewohl. Und ich schäme mich nicht, zu gestehen, dass ich beim Schreiben dieser Zeilen laut schluchze.

Nancy.

d. 12. Dezember.

Liebe kleine Nancy!

Ja, wir Menschen sind kaltblütige Juristenseelen! Ich schäme mich über mich selber. Wie gleichgültig im Grunde, ob Du drei Viertel und ich ein Viertel Schuld an dem Bruche trage oder umgekehrt. Wie plump und wie roh, darüber prozessieren zu wollen. Zwischen zwei Menschen wie wir, die einander ohne alle Berechnung geliebt haben, sollte der Abschied nicht durch dergleichen spitzfindige

Entschuldigungen und Anklagen besudelt werden. Wir haben eine schöne Zeit mit einander verlebt. Niemand von uns beiden hat geglaubt, dass es ewig währen würde. Wohlan! Der Augenblick ist gekommen, wo wir beide fühlen: es ist an der Zeit, vom Festmahl aufzubrechen. Wir reichen einander die Hand: wir küssen einander zum letzten Mal. Freilich, — kannst Du oder kann ich dafür einstehen, dass es das letzte Mal ist? — Auf alle Fälle scheiden wir ohne Bitterkeit, ohne Vorwürfe, mit dem aufrichtigen Gefühl, dass wir einander eine Reihe froher Stunden, schöner Erinnerungen zu verdanken haben. Hab' Dank, dass Du mit den süssen Worten, mit denen Du Deinen Brief endetest, den hässlichen Bann gehoben hast!

Hab' Dank, teure Freundin, liebreizende Geliebte! Werde glücklich, wie Du es zu werden verdienst, denn Du besitzest das Talent, andere zu beglücken.

Zwischen uns ist die gewöhnliche Redensart der sich Trennenden: „Lass' uns Freunde bleiben," überflüssig. Weshalb sollten wir beide, zwischen denen nie ein böses Wort gefallen ist, aufhören, Freunde zu sein?

Dein J.

d. 12. Dezember. Abends.

Hab' Dank für Deinen Brief, mein Freund!

N.

d. 18. Dezember.

Lieber J.

Ich habe eine Bitte an Dich, die Du nicht abschlagen darfst. Willst Du nicht Deinen Weihnachtsabend bei uns verbringen? M. kommt in den nächsten Tagen zu Dir, um Dich zu bitten. Ich wollte Dich durch diese Zeilen nur auf seinen Besuch vorbereiten und Dich wissen lassen, dass ich sehr traurig sein werde, wenn Du Nein sagst. Du sollst unser einziger

Gast sein, das verspreche ich Dir. Und es ist voraussichtlich das letzte Mal, dass wir Weihnachten miteinander feiern können. Ich erwarte also bestimmt, dass Du kommst.

Deine

N.

XIV.

Die Stimmung bei dem Mogensenschen Weihnachtsschmaus war ein wenig gedrückt gewesen. Als Jermer kam, war er sowohl von Mogensen, als auch von Frau Nancy mit herzlichen Äusserungen der Freude empfangen worden. Frau Nancy hatte ihm ausserdem verstohlen einen langen Händedruck gegeben und ihm ein „Danke" zugeflüstert.

Aber die Unterhaltung zwischen ihnen wollte nicht so recht in Fluss kommen. Es war so lange her, dass Jermer und Mogensen zusammen gewesen waren, — abgesehen von flüchtigen Begegnungen und hastigen Visiten, — folglich konnten sie sich nicht wie in alten Tagen mit Leichtig-

keit über alle die kleinen, alltäglichen Begebenheiten aussprechen.

Sie redeten von Wind und Wetter, von der Überbürdung der Postbeamten vor Weihnachten, von dem, was in den Zeitungen gestanden hatte. Oft geriet das Gespräch ins Stocken. Dann nickte Mogensen Jermer zu und erhob sein Glas: „Prost, alter Freund, Du trinkst ja gar nicht!“ Und auch Frau Nancy nickte zu Jermer hinüber: „Ihr Wohl!“

Während sie bei Tische sassen, schellte es mehrmals. Das erste Mal sagte Jermer: „Es ist möglich, dass etwas für mich kommt. Ich habe Bescheid gesagt, dass alle Briefe für mich hier abgeliefert werden.“ Es war das Eis vom Konditor. Als es bald darauf wieder schellte, sagte Jermer: „Das ist sicher für mich!“ Frau Nancy erhob sich:

„Ich werde einmal nachsehen. Was in aller Welt erwarten denn Sie so

sehnsuchtsvoll? Natürlich von einer teuren Persönlichkeit!"

Nach einer Weile kehrte sie zurück. „Armer Jermer! Auch diesmal nicht! Es war nur jemand, der bettelte."

Während des übrigen Teils der Mahlzeit war Jermer in fieberhafter Erregung und antwortete nur zerstreut auf Frau Nancys Neckereien.

Mogensen erheiterte sich unterdessen durch Trinken, und als man sich vom Tische erhob, strahlte er vor Wohlsein. Er schloss gleichzeitig seine Frau und Jermer in die Arme und sagte: „Nun, Ihr beiden alten Kriegskameraden, jetzt wollen wir einen recht gemütlichen Weihnachtsabend feiern. Jetzt gehe ich hinein und zünde den Baum an. Marie kann ja mit dem Abdecken so lange warten."

Während Mogensen den Baum anzündete, standen Jermer und Nancy am Fenster und sahen den Schnee

fallen und lauschten dem fernen Klingeln der Pferdebahnen, die am Boulevard um die Ecke bogen.

„Woran denkst Du?“ fragte er.

„Erinnerst Du Dich noch des letzten Weihnachtsabends, als Du mit einem ganz grossen Fliederbaum angefahren kamst? Wie kurze Zeit ist seitdem vergangen, und wie liegt das alles doch weit zurück! Wie glücklich waren wir miteinander! Und jetzt? Es ist wie der Schnee, der schmilzt, ehe er die Erde erreicht hat! Ja, mein Freund, es ist doch etwas Wehmütiges ums Scheiden.“

Er drückte ihr die Hand.

„Ja, wir haben einander sehr lieb gehabt.“

Ihr Haupt war auf seine Schulter herabgesunken; dann sah sie plötzlich zu ihm auf und sagte: „Gieb mir einen Abschiedskuss.“ Und ihre Lippen begegneten sich in einem langen Kuss.

— — — Drinnen im Wohnzimmer klatschte Mogensen in die Hände.

„Kommt jetzt! Nun fängt das Weihnachtsfest an.“ Und er schlug die Thüren zurück.

* * *

Das Mädchen hatte den Baum bewundert und ihre Geschenke in Empfang genommen. Die drei waren allein. Da führte Frau Nancy Jermer an den Weihnachtstisch, wo ein kleiner Blumenstrauss mit einem zierlich daran befestigten Billet lag.

„Jetzt sollen Sie auch nicht länger gefoltert werden. — Sehen Sie, was der Bettler vorhin für Sie gebracht hat.“

Jermer erbrach hastig den Brief, und eine lebhafte Röte färbte sein bleiches Antlitz, während er ihn las. Nach beendeter Lektüre steckte er ihn in die Brusttasche, holte ihn aber gleich darauf wieder heraus und durchflog ihn nochmals, als fürchte er, etwas übersehen zu haben.

Frau Nancy und Mogensen standen Arm in Arm da und lächelten ihm zu. Als Jermer aber die Blumen nehmen wollte, die er auf dem Tisch hatte liegen sehen, fiel sein Blick auf ein langes Paket, das daneben lag.

„Für Sie, Frau Nancy," sagte er, es ihr hinreichend.

„Von wem kann das nur sein?"

„Ja, sieh' nur nach!" sagte Mogensen, Jermer zublinzelnd.

Sie zerschnitt den Bindfaden, wickelte mehrere Schichten Papier ab und gelangte zu einer feinen, weissen Pappschachtel, in der ein Schildpattfächer mit ihrem Namenszug in Gold lag.

„Wie entzückend!" rief sie aus, ihn öffnend, um seine Pracht so recht geniessen zu können.

„Und von wem ist er denn?" fragte Jermer.

„Von Martin."

„Ja, Geschmack hat er, das muss man ihm lassen," sagte Mogensen. „Schreibt er sonst noch was?"

„Er wünscht uns beiden ein fröhliches Weihnachtsfest und —“ sie hielt ein wenig verlegen inne.

„Und was weiter?“

„Da, lies selber!“ Sie reichte Mogensen die Karte, die er las; dann wechselte er einen besorgten Blick mit seiner Frau.

* * *

Sie sassen da, ein wenig müde von der Mahlzeit, dem Besichtigen der Geschenke und dem schweren, würzigen Duft verbrannter Tannenzweige.

Dann erhob sich Frau Nancy, ging ans Klavier und schlug die ersten Töne eines Weihnachtsliedes an.

„Ja, sing' ein wenig,“ bat Mogensen. „Eins der schönen alten Weihnachtslieder.“

„Aber Jermer fragt sicher nichts danach!“

„Ich bitte, — ganz im Gegenteil.“

„Ja, nicht wahr,“ sagte Mogensen zu ihm gewendet, — „es ist doch

nicht so recht Weihnachten ohne die alten Melodieen!“

Frau Nancy sass da und präludierte, dann hob sie an:

„Stille Nacht, heilige Nacht.“

Mogensen hatte den letzten Vers mitgesungen. Frau Nancy liess die Hände auf den Tasten ruhen, und langsam erstarben die Töne. Eine Weile sassen sie alle schweigend da, gleichsam den dahinziehenden Tönen auf ihrer Bahn folgend.

„Es ist doch sonderbar,“ sagte darauf Jermer in gedämpftem Ton, welch eine Stimmung in dem einfachen Gesang liegt. Alle Kindheitserinnerungen werden wieder in einem wach.“

„Man wird gleichsam ein besserer Mensch,“ sagte Mogensen.

„Ihr hättet heute Abend mit in der Frauenkirche sein sollen,“ — sprach Nancy. „Ich versäume den Weihnachtsgottesdienst nie. Die Kirche ist so schön, und der Gesang klingt so feierlich. Aber Sie gehen ja nie

zur Kirche, Jermer. Das ist verkehrt von Ihnen. Ich meine, man bedarf dessen von Zeit zu Zeit."

„Ich ahnte nicht, dass Sie religiös veranlagt seien."

„Ja, wenn wir hier zu Lande Katholiken wären, glaube ich sogar, dass ich Fanatikerin werden würde!"

„Sie können ja übertreten! Ich bin fest überzeugt, dass Sie mit Begeisterung aufgenommen werden!"

„Nein, das möcht' ich mir denn doch sehr verbeten haben," fiel jetzt Mogensen munter ein. „Ich bedanke mich bestens für eine katholische Frau, die alle Woche einmal Verzeihung für all ihren Leichtsinn bekommen kann. Als Ehemann bin ich entschieden für den Protestantismus."

„Du musst nicht ungezogen gegen Deine Frau sein!" Frau Nancy erhob sich vom Klavier und ging zu ihrem Mann, um ihn ins Haar zu zupfen. „Du würdest nichts dabei riskieren, wenn ich zum Katholicismus übertrete!"

„Aber nein," sagte Jermer, „in der Beziehung sind gewiss alle Glaubensbekenntnisse gleich sicher und gleich unsicher."

„Wollen S i e sich wohl gleich schicken! Dass doch die Männer stets zusammenhalten müssen."

* * *

Die Lichter am Tannenbaum waren abgebrannt, und die kleine Gesellschaft siedelte in Mogensens Zimmer über. Jermer sass im Sofa und Mogensen in seinem grossen lederbezogenen Lehnstuhl, ganz nach alter Gewohnheit, während Frau Nancy, nachdem sie die Herren mit Grog und Tabak versehen hatte, sich zwischen sie auf einen Sessel setzte und ihre Stickerei zur Hand nahm.

„Du, Mutter," sagte Mogensen, „wollen wir beide einmal mit Jermer anstossen und ihm danken, dass er heute zu uns gekommen ist? Ich finde, es war ein sehr gemütlicher

Abend, und meine Frau und ich haben uns gefreut, Dich bei uns zu sehen. Prost!“

„Hab' Dank, Mogensen! Danke, Frau Nancy!“

„Wenn Du nun nur wieder so zu uns kommen wolltest wie in alten Tagen.“

„Es nützt wohl nichts, dass wir Jermer darum bitten.“

„Und weshalb sollte es nichts nützen?“ fragte Jermer.

„Glauben Sie selber es etwa?“

— — — Und als er nicht antwortete, fuhr Frau Nancy fort:

„Ach nein, lieber Jermer, Sie wandeln jetzt andere Wege, die Ihnen mehr zusagen.“

„Ja, Nancy hat recht. Wir haben einen kleinen Vogel singen hören.“

„Wovon?“

„Von einer Schnecke,“ sagte Frau Nancy — „die bisher auf Besuch gelebt hat, die jetzt aber im Begriffe ist, sich ein eigenes Haus zu suchen.“

„Wenn dem so wäre, so ist es auch

wohl an der Zeit. War man nicht etwa der aufdringlichen Schnecke schon ein wenig überdrüssig geworden?“

„Das darfst Du nicht sagen,“ erwiderte Mogensen. „Es ist ganz natürlich, dass Du Dich nach etwas anderm sehnst. Für uns aber wird es ein grosser Verlust sein. Ich weiss auch recht gut, was Du denkst. Du denkst, dass wir schon einen Ersatz gefunden haben. Aber aufrichtig gesagt, Martin kann uns nie das werden, was Du uns gewesen. Nicht wahr, Nancy?“

Im selben Augenblick wurde heftig an der Hausthürglocke gezogen. Mogensen und seine Frau sahen einander an.

„Das ist für Euch!“ sagte Jermer.

„Ja, Du,“ — Mogensen stotterte ein wenig, — „Du musst es nicht übel nehmen. Aber es ist gewiss Martin. Er schrieb, er wolle gern noch einen Augenblick bei uns vorsehen, wenn er von seiner Mutter käme.“

Jermer erhob sich.

„Mein Gott, das ist ja so natürlich! — — — Aber Du weisst, dass Martin und ich nicht sonderlich miteinander harmonieren. Werde deshalb nicht böse, wenn ich gehe. Überdies ist es schon spät, und ich bin müde."

Es schellte nochmals. Frau Nancy öffnete das Fenster. „Es wird sogleich geöffnet werden."

Jermer war bereits im Entree und hatte seinen Überrock angezogen. Mogensen bemühte sich, ihn zum Bleiben zu überreden, aber Frau Nancy gab ihm recht, dass er lieber gehen solle, wenn er so ungern mit Martin zusammentraf.

Und dann bekam Jermer den Hausthürschlüssel, worauf er sich verabschiedete. Mogensen und seine Frau leuchteten ihm, als er, seinen Blumenstrauss in der Hand, hinabging. Sie hörten, wie er den Schlüssel ins Schloss steckte, sie hörten, wie die Thür aufging und ein „fröhliches

Weihnachtsfest“ erklang, das mit einem ruhigen „Danke, gleichfalls“ beantwortet wurde.

Dann wurde die Hausthür ins Schloss geworfen, der Schlüssel rasselte abermals, und nun kamen Martins schnelle Schritte die Treppe hinauf.

XV.

Einige Wochen nach Neujahr verlobte Jermer sich, und damit hörte natürlich sein Verkehr im Mogensenschen Hause auf. Er machte seinen Freunden Anzeige von dem Ereignis, und er und seine Braut statteten eines Tages eine Visite dort ab, zu einer Zeit, wo Jermer vermuten konnte, dass niemand zu Hause sei.

In der darauf folgenden Zeit hatten Mogensen und er hin und wieder einmal auf der Strasse miteinander gesprochen, und eines Abends im Theater sass das Brautpaar zufällig in einer Loge neben Mogensens, in deren Gesellschaft sich Martin befand. Während der Aufführung hatten Jermer und Frau Nancy ein Lächeln ausgetauscht, in einem Zwischenakt hatte er seine Braut vorgestellt.

Seither hatte er nichts von seinem Freunde und dessen Frau gesehen. Er verheiratete sich bald darauf und machte eine dreimonatliche Hochzeitsreise nach dem Süden. In den nun folgenden Sommermonaten hielten sich die Neuvermählten auf dem Lande auf, und Jermer kam nur zur Stadt, um ins Ministerium zu gehen. Jetzt, Anfang Oktober, waren sie nach Kopenhagen gezogen.

* * *

Es war an einem Nachmittag gegen vier Uhr auf dem Königs-Neumarkt.

Jermer ging langsam um das Rondel in der Mitte des Marktplatzes herum, ängstlich nach allen Seiten spähend, jeden Augenblick auf die grosse Uhr an der Ecke schauend.

Plötzlich stand er Mogensen gegenüber.

„Ah, guten Tag, Friedrich! Das ist ein Ereignis! Was gehst Du hier umher und grübelst bei dem schönen Wetter?“

„Guten Tag, — ach, ich warte auf meine Frau. Aber sie muss sich verspätet haben. Sie hätte schon vor einer halben Stunde hier sein müssen."

Die Begegnung mit Mogensen berührte Jermer unangenehm. Das unveränderte, von Gesundheit und sicherem Glück strahlende Antlitz des Freundes und seine gemütliche Anrede, die so ohne weiteres den alten vertraulichen Ton anschlug, reizte ihn in diesem Augenblick.

Aber Mogensen gab ihn nicht frei. Er war entzückt, Jermer einmal wieder zu sehen, und wollte ihn durchaus bereden, ein Glas Bier mit ihm vor dem Hotel d'Angleterre zu trinken. „Deine Frau kommt natürlich nicht mehr, und wir können ja von dort aus auch Ausschau halten."

Jermer fand keine passende Ausrede, ausserdem überkam ihn eine unwiderstehliche Lust, von seiner alten Freundin, Frau Nancy, zu hören.

Als sie glücklich sassen, sagte er:

„Nun, so erzähl' mir doch, wie es bei Euch geht und steht! Ja, dass es Dir gut geht, kann ich sehen. Du bist nicht magerer geworden! Was macht denn aber Deine Frau?"

„Danke, der geht's vorzüglich. Sie ist schön und liebenswürdig wie immer. Ja, wir sind, — lass' mich lieber unter den Tisch klopfen, — immer noch gleich glücklich."

„Und erzähl' mir, wie sich Euer Leben denn jetzt gestaltet hat! So still und ruhig, wie zu den Zeiten, als ich bei Euch verkehrte, geht es wohl nicht her? Ihr hattet ja angefangen, viel auszugehen?"

„Ja, freilich. Aber das war nur im Anfang, als er, Martin, Du weisst ja, zu uns kam."

„Kommt er noch zu Euch?"

„Ja, sozusagen täglich. Aber er ist ganz anders geworden als damals, wo Du ihn kanntest. Du entsinnst Dich wohl, dass er so lärmend war und immer alles auf den Kopf stellen wollte. Nein, er hat sich sehr zu

seinem Vorteil verändert. Ich glaube geradezu, der Verkehr mit uns hat einen guten Einfluss auf ihn gehabt; er hat es nie gekannt, sich in einem Heim gemütlich zu fühlen, und wir haben ihn beide sehr lieb gewonnen. Jetzt ist es im Grunde bei uns genau so wie damals, als Du kamst. Wir machen hin und wieder einmal einen kleinen Ausflug, wir gehen vielleicht etwas häufiger ins Theater als damals, aber in der Regel sitzen wir des Abends zu Hause ganz gemütlich bei unserem Glase Grog. Die einzige Veränderung besteht eigentlich nur darin, dass wir jetzt Whisky trinken. Das hat Martin eingeführt, und mir gefällt es im Grunde ganz gut, jetzt, wo ich mich daran gewöhnt habe."

„Und er macht Frau Nancy nicht mehr den Hof?"

„Was meinst Du damit? Ach, das ist ja wahr, jetzt entsinne ich mich. Das war nichts als Unsinn, und ich benahm mich recht thöricht. Übrigens, da wir doch davon sprechen, so warst

Du, lieber Friedrich, eigentlich nur schuld an dem Ganzen."

„Ich?"

„Ja, Du machtest mich bange. Ich entsinne mich dessen sehr wohl. Weil Du nicht mit Martin zusammen sein mochtest, fing ich auch an, ihn mit scheelen Blicken zu betrachten. Nein, Du," Mogensen lachte, „es ist wirklich kein Grund vorhanden, Martins wegen unruhig zu sein."

„Nein, Du hast sicher keinen Grund dazu. Aber weshalb denn sonst —? Warum hältst Du ihn gerade für besonders ungefährlich?"

„Ach weisst Du, ich habe so den Eindruck bekommen. — — Ich weiss natürlich nichts Bestimmtes, aber ich müsste mich sehr irren, wenn Martin in der Beziehung nicht bereits schlapp ist. Er hat, glaube ich, früher sehr gelebt, aber es ist mir nicht möglich gewesen, zu entdecken, dass er jetzt noch irgend welche Frauenzimmergeschichten hat. Ich habe ihn hin und wieder damit geneckt, aber er

kann es nicht leiden, wenn ich davon anfange. Nancy sagt auch, sie hat ein Gefühl, als wenn er geradezu bange vor ihr ist. Es ist komisch, zu sehen, wie geniert und scheu er wird, wenn sie ihm einmal im Scherz die Wange streichelt oder — was sie neulich that — Du weisst, wie ausgelassen sie sein kann, — sich auf seinen Schoss setzt."

„Nun, und das alte Fräulein Schmidt, wie geht es der denn? Lebt sie noch?"

„Herr Gott, erinnerst Du Dich ihrer noch? Das wird Nancy amüsieren! Ja, danke, sie lebt noch immer. Und Nancy besucht sie pflichtgetreulichst, sogar — recht häufig. Du weisst, sie ist die einzige Schwester von Nancys verstorbenem Vater."

„Freilich, freilich. — — Mit andern Worten: bei Euch ist alles wie in alten Zeiten; nicht das Geringste verändert? Ihr habt doch ein seltenes Talent, das Leben in festen Formen zu leben."

„Nein, auch nicht die geringste Veränderung habe ich zu berichten, — gar nichts Neues, — es sei denn, dass Nancy auf die Weihnachtsausstellung soll."

„Was soll das heissen?"

„Sie soll gemalt werden. Ein junger Künstler — Holm-Petersen heisst er, — den sie im Sommer in Klampenborg kennen gelernt hat, bat mich, ob er sie nicht malen dürfe!"

„Ach so. Und das Bild wird gut?"

„Er hat noch nicht angefangen. Er ist nur ein paarmal bei uns gewesen, um die Sache zu besprechen. Aber er soll viel Talent haben. Und er ist ein sehr liebenswürdiger junger Mensch."

Das Gespräch geriet ins Stocken. Gedankenvoll schaute Jermer über den Marktplatz hinüber, ein schwaches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Du denkst an etwas Amüsantes?"

„Ach nein. Ich dachte nur, wenn ich Künstler, d. h. Bildhauer, wäre, würde ich Deine Gattin als Hebe

darstellen, — als jene anmutige, häusliche Göttin, die still und bescheiden mit dem Labetrunk zwischen den durstenden Göttern umherwandelt."

„Du hast recht! Sie ist entzückend, wenn sie so im Lampenlicht dasteht und Grog macht. Die Art, wie sie den Arm hebt, wenn sie aus der Karaffe einschenkt, ist wirklich klassisch schön. — — — Aber jetzt ist die Reihe an Dir. Erzähl' mir, wie es Dir ergangen ist?"

„Ich habe mich verheiratet. Weiter ist nichts von mir zu berichten."

„Und Du bist natürlich glücklich. Deine Frau ist so fein und elegant, — so recht eine Frau für Dich."

„Ja, wir befinden uns ausgezeichnet zusammen." Jermer schien zu eingehenderen Mitteilungen nicht aufgelegt zu sein, und seine kurzen Antworten klangen kühl und formell.

Mogensen sah ihn forschend an, während er dichte Rauchwolken vor sich hin blies. Dann legte er seine Hand auf Jermers Schulter und sagte:

„Ich will nicht aufdringlich sein, Friedrich, aber als alter Freund darf ich mich Dir gegenüber wohl offen aussprechen, — ausserdem habe ich als Ehemann ja mehr Erfahrungen als Du. Siehst Du, die Ehe ist ein Glück und ein Segen, aber so ganz leicht lässt sich das nicht erringen. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, dass die erste Zeit die glücklichste ist; es dauert stets eine Weile, bis man sich so recht einlebt und seine Häuslichkeit in Ordnung hat. So zum Beispiel Nancy und ich, — ja, das weisst Du freilich, — Du hast die Entwickelung unseres Verhältnisses aus erster Hand beobachtet. Im Anfang waren zuweilen Schwierigkeiten zu überwinden, — jetzt geht alles. — — Aber sieho da!“ Er hielt inne und zeigte auf die Ecke der Grossen Königstrasse.

„Was ist das?“

„Ist das nicht Deine Frau, die da steht?“

Jermer beugte sich vor.

„Ja, das ist sie.“

„Wer ist der Herr, mit dem sie spricht? Ein Freund von Dir?“

„Nein,“ erwiderte Jermer scharf und kalt. Er hatte sich erhoben, den Blick unverwandt auf die Ecke der Grossen Königstrasse gerichtet. „Aber ich muss mich beeilen.“ Hastig reichte er Mogensen die Hand: „Adieu, und grüsse Deine Frau von mir,“ — er lächelte nervös, — „grüsse sie und sage ihr, ich dächte noch oft an die alten Tage.“

— — Mogensen folgte ihm mit den Augen, bekümmert den Kopf schüttelnd. Dann schellte er dem Kellner, bezahlte, erhob sich bedächtig und wanderte fröhlich seinem Heim zu.

Von **Peter Nansen** erschienen ferner in unserm Verlage:

Maria.

Ein Buch der Liebe.

Preis geh. M. 2.—.

(Mit illustriertem Umschlag.)

„Nansens Dichtungen sind schlicht und wahr und doch so stolz und berauschend, von einem Stimmungszauber und einer Feinheit, die einem seine Menschen lieb macht. Von ihm haben wir noch Grosses zu erwarten . . .“

(Ostdeutsche Rundschau.)

„ . . . Ein Liebeshymnus in brausenden Tönen, aus vollem Herzen . . . das Hohelied jener Liebe, die erhaben ist über Dingen und Namen, über allem Zeitlichen . . . Die Art der Gestaltung und Individualisierung, der Charaktere, ihre Harmonie und ihre Leidenschaft des Lebensgenusses — das alles ist nicht nur neu und modern und original, sondern ebenso kraftvoll wie kühn.“

(Frankfurter Zeitung.)

„Maria“ ist wirklich „ein Buch der Liebe“. Mehr: es ist ein wunderbares Buch. Seinen Inhalt wiedergeben zu wollen, hiesse einen duftenden Frühlingsstrauss zerpflücken, hiesse ein Bild beschreiben, dessen Reiz die Frische der Farben, die Feinheit der Abtönung von Licht und Schatten bildet.“ (Neue Litterarische Blätter.)

Julies Tagebuch.

Roman.

Von **Peter Nansen.**

Preis geh. M. 3.50.

„Eine süsse Schwermut durchzieht das Buch, aus dem Nansens Individualität am liebenswürdigsten und klarsten hervorschimmert. Es ist kein Wort zu wenig oder zu viel. Es ist alles glaubhaft und schlicht, voll schöner Nuancen. Ein unsäglicher Stimmungszauber liegt auf dem Ganzen."
(Wiener Allgemeine Zeitung.)

„Das Buch ist geschrieben in jenem feierlichen Ton, in dem sich junge Mädchen an heiteren Herbsttagen alte Liebesgeschichten erzählen. Er macht die Darstellung wirkungsvoll und echt. Alles ist hier intim, man sieht die zartesten Fasern der Herzen; es ist etwas von der Kleinmalerei der alten Holländer, verbunden mit der Eleganz der modernen Franzosen, was diesem Buch eine künstlerische Bedeutung giebt." (Vossische Zeitung.)

„Der Roman eines jungen, heiss begehrenden Mädchenherzens ist noch selten wahrer und schöner erzählt worden als hier. Bewundernswert ist vor allem, wie ein Mann im stande war, sich so völlig hineinzufühlen in das Seelenleben eines neunzehnjährigen Mädchens." (Berner Bund.)

„ . . . Temperament und Feuer jauchzt auf jeder Seite, Naivetät und Schlichtheit, verbunden mit den raffiniertesten Empfindungen der Überkultur. Und in der höchsten Poesie, welch feine und spöttische Seitenblicke auf die „herrschenden Anschauungen", auf die Auffassungen und Schilderungen der Liebe, wie sie gemeiniglich von den Dichtern ausgehen! . . ." (Frankfurter Zeitung.)

Gottesfriede.

Roman.

Von **Peter Nansen.**

Mit künstlerisch ausgeführtem Umschlagbild.

Preis geh. M. 3.—.

„Mit „Gottesfriede“ hat die Kunst Peter Nansens ihren Gipfel erreicht, ganz wie seine Frauen in der Müllerstochter. Grete ist das passende Gleichnis für diese reife, voll erblühte Kunst, die mütterlich fruchtbar ist, weil sie das Symbolische des Lebens versteht und zeigt.“
(„Die Zeit“, Wien.)

„Der Roman enthält Schönheiten so intimer, von allen äusseren Vorgängen unberührter Natur, wie man sie sonst selten irgendwo trifft.“ (Ostdeutsche Rundschau.)

„Eine Reihe idyllischer Scenen von rührender Einfachheit und zartester Poesie tritt hier vor die Seele des Lesers. Der Erzähler träumt von Familienglück, von seinem Kinde, in dem er den „Ewigkeitsgedanken der Liebe“ zu finden wähnt. Aber der Traum zerrinnt; ein neidisches Schicksal zerstört alles, und so muss der Träumer wieder hinaus in den rastlosen Kampf, denn „die Ruhe schenkt nur den Glücklichen Frieden, uns andern lindert die Arbeit das Unglück.“ Aber im Herzen bleibt er seiner Liebe treu, und — „Gottesfriede verrinnt nimmer für den, der liebt.“ Durch das ganze Buch geht ein köstlicher Zug unendlich feinen und unendlich tiefen Empfindens, wie Nansen selbst von sich treffend sagt: „Ich bin nichts als ein Herz mit dem Bedürfnis, seine Freud' und sein Leid in die Welt hinauszusingen.“ „Gottesfriede“ gehört unter die so seltenen und darum um so wertvolleren „kleinen Bücher des Herzens“.“
(Vossische Zeitung.)

Aus dem ersten Universitätsjahre.

Ein Roman in Briefen.

Von **Peter Nansen.**

Mit farbigem Umschlagbild.

Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

„Peter Nansen, der in so kurzer Frist wie kaum ein anderer fremder Dichter einen grossen Teil der deutschen Lesewelt für sich gewonnen, ist ein originaler Poet, ein Minnesänger, der in seiner rhythmischen Prosa berauschende Accorde anschlägt." (Hamburger Nachrichten.)

„Man sieht auch aus diesem Buche, dass Nansen ein Kenner des menschlichen Herzens von seltener Subtilität ist, und dazu ein vornehm gestaltender Künstler von besonderer Eleganz der Form." F.
(Breslauer Morgenzeitung.)

„Die inneren und äusseren Kämpfe des jungen Studenten, der ihm immer klarer werdende Gegensatz zum Vaterhause und zum Vaterwillen, die Erkenntnis, dass er seinem Kinderglauben nicht mehr treu bleiben kann, seine wachsenden Schulden und die Geschwindigkeit, mit der er borgen lernt, das alles leben wir mit wie ein echtes Stück Wirklichkeit."
(Die Nation.)

„Ein unbeschreiblicher Zauber ist in Peter Nansens Büchern. Er kann die ernstesten Dinge in der Tiefe aufrühren, ohne doch zu verwunden; seine Offenheit, Herzensreinheit und Güte lindern die Herbheit seiner neuen Wahrheiten. In keinem seiner bisherigen Werke ist dieser liebenswürdige Zug so hervortretend als in diesem neuesten. Selten auch sind in einem Buche Menschen so deutlich sichtbar geworden als die Verfasser der Briefe von und an Studiosus Emil Holm." (Lechners Mitteilungen.)

Druck der Freyhoffschen Buchdruckerei in Nauen.

Umschlagdruck: A. Beydel & Cie., Berlin C